

Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur

Ausgabe Nr. 52, 09. Juli 2019



Das Internet wurde vor Jahrzehnten abgeschaltet, Beziehungen werden von Algorithmen berechnet, Frauen dürfen nur noch 100 Wörter pro Tag sprechen, Japan hat sich aus der Weltpolitik verabschiedet und nach dem Brexit ist Großbritannien ein postdemokratischer Überwachungsstaat. Natur existiert nur noch als Schwundstufe, Europa ist tot und Demokratie eine blasse Fußnote in den Geschichtsbüchern. Das ist das Ende. Zumindest in der Gegenwartsliteratur.

Dystopische Romane haben auf dem aktuellen Buchmarkt Konjunktur. Sie zeigen, wie prägend ein apokalyptisches Denken und das Gefühl, am Rande der großen Katastrophe zu stehen, geworden sind. Interessant sind sie aber aus anderen Gründen. Die zeitgenössischen Dystopien entwerfen Untergangsszenarien in einer nicht allzu fernen Zukunft, die zugleich sehr viel mit dem Hier und Jetzt zu tun hat. Das seismographische Gespür, das Literatur immer wieder unterstellt wird, kommt in Dystopien besonders konsequent zum Tragen. Die nicht allzu ferne Zukunft des literarischen Textes ist zugleich ein Spiegel der Gegenwart. Auf fiktionale Weise werden Tendenzen auserzählt, die schon heute akut sind: Sie reichen von nationalen Abschottungsbestrebungen über Populismus, Sexismus und Rassismus bis hin zu biopolitischer Totalkontrolle und den Verheerungen durch die Klimakatastrophe.

Dystopien sind Anti-Utopien. Damit sind sie aber nicht einfach das Gegenteil von Utopien, also den fiktionalen Entwürfen idealer Gesellschaften, sondern vielmehr ihre kritische Ergänzung. Sie sind die Bewährungsprobe der utopischen Verheißungen von Globalisierung, Kapitalisierung und Technisierung und das schlechte Gewissen des Fortschrittsoptimismus, dessen Schlagschatten sie erhellen. Das gilt für Texte bekannter Autoren wie George Orwell, Aldous Huxley und David Foster Wallace ebenso wie für die feministischen Dystopien Margaret Atwoods oder die afrofuturistischen Romane von George Schuyler und Octavia Butler. In dieser kritischen Reflexion liegt die politische Brisanz dystopischer Texte. Sie gewinnen genau dann an Bedeutung, wenn utopische Ideale brüchig oder fragwürdig werden.

Zugleich lassen sich gegen Dystopien einige Vorbehalte äußern. Der erste ist, dass sie Katastrophe als Unterhaltung verfügbar machen – und zwar als eine besonders lukrative und nicht selten als eine ziemlich seichte, wovon sich jede_r überzeugen kann, der „Dystopie“ in die Amazon-Suchleiste eintippt. Das Spektrum reicht von Hollywood-Blockbustern wie den „Hunger Games“ über das „Walking Dead Koch- und Überlebenshandbuch“ bis hin zu diversen Bestsellern, aus deren vollmundigen Titeln Verhängnisvolles raunt. Der Markt ist voll von Untergangsszenarien, die bekannte Plot-Muster (Gut gegen Böse, David gegen Goliath) und Schmonzetten-Strukturen (die unvermeidliche, überwiegend heteronormative Liebesgeschichte) mit ein bisschen

Weltuntergangsschauder garnieren.

Der andere Vorbehalt resultiert aus der eigentümlichen Zeitstruktur der dystopischen Fiktion. Sie verlängert unsere Gegenwart in eine ausweglose Zukunft, entwirft die denkbar schlechteste aller möglichen Welten und stellt den geschichtlichen Prozess auf Null. Verträgt sich das mit aktivistischem Potenzial? Und überdeckt das nicht die katastrophalen Lebenswelten, die für viele Menschen schon jetzt Realität sind?

Wohl nur dann, wenn man dystopische Texte eben nicht als alternativlos liest, sondern als ein Katastrophendenken im Konjunktiv begreift: *Es könnte* so kommen – es muss aber nicht. Und auch nur dann, wenn man dystopische Texte nicht als unterhaltsame Ablenkung von der Gegenwart, sondern als ihre kritische Kommentierung liest.

Diese Ambivalenz spiegelt unsere aktuelle Ausgabe wider. Wir nähern uns dem gegenwärtigen Boom an Endzeitfiktionen in der Literatur von zwei Seiten: einmal mit Rezensionen aktueller dystopischer Romane und einmal mit kritischen Auseinandersetzungen mit dem gegenwärtigen dystopischen Denken in Essay und Interview.

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

In der Herbstausgabe #53 bleiben wir bei literarischen Texten und wenden uns einem besonderen Jubiläum zu: 70 Jahre DDR, 30 Jahre Mauerfall und, ein paar Monate später, 30 Jahre offizieller Anschluss der DDR an die Bundesrepublik Deutschland. Wir widmen uns literarischen Innenansichten der DDR und fragen: Was können Linke, was kann ein Sozialismus des 21. Jahrhunderts lernen aus der DDR, aus den Siegen und Erfolgen, aus den Niederlagen und dem Scheitern?

„Die Welt als Disaster ist Realität“



Interview mit Jaye Austin Williams

Warum der Weltuntergang nicht nur Panik auslöst, sondern auch Ausgangspunkt für etwas Neues sein kann.

In Literatur und Politik gibt es derzeit einen Boom an dystopischen Erzählungen. Du reihst dich in die Tradition des Afropessimismus ein – Pessimismus, da liegt zunächst eine Assoziation zur Dystopie nahe. Aber wie steht denn Afropessimismus zur Apokalypse?

Es gibt so viele falsche Vorstellungen und Missverständnisse, wenn es um Afropessimismus geht. In meinem Verständnis als Dramatheoretikerin ist es eine theoretische Gesinnung. Sie ist gegen die Auffassung gerichtet, dass Menschen Afrikanischer Herkunft auf die gleiche Weise auf ein Erbe oder eine Vergangenheit zurückgreifen können wie Menschen anderer Bevölkerungsteile. Wir leiten das aus dem transatlantischen Sklavenhandel ab, den wir als einen ganz spezifischen und konstitutiven Bruch verstehen. Und wenn wir tatsächlich Schwarzsein von diesem Bruch aus analysieren, dann können wir nicht anders, als die stumpfe Gewalt anzuerkennen, mit der die zivilisatorischen Strukturen bestimmte menschliche Körper in Frachtgut verwandelt haben – oder, um von Hortense Spillers' Wort Gebrauch zu machen: in Fleisch. Das bedeutet, auch die Verhältnisse anzuerkennen, die diesen Bruch überhaupt erst möglich gemacht haben. Dieser Prozess ist mindestens bis ins 15. Jahrhundert zurück zu verfolgen, aber viele Menschen bleiben dennoch der Vorstellung verhaftet, die Fortschritte und Zivilisationsprozesse des Menschen seien etwas Universelles. Eine solche Erzählung erschwert es, ein Verständnis davon zu entwickeln, wie diese transatlantischen Handelsgeschäfte und die damit verbundenen Verschleppungen bis in den heutigen Moment hinein hallen.

Afropessimismus ist demnach eine Gesinnung, mit Hilfe derer viele sehr unterschiedliche Menschen von unterschiedlichen Perspektiven aus die missliche Lage des Schwarzseins in der Moderne begreifen. Sie dient als Werkzeug, mit der man die globale Landschaft lesen kann, die wir „die Welt“ nennen. Die Welt so zu lesen, wie sie ist, ist an sich nicht „dystopisch“: Eine Dystopie entsteht aus einer Sorge oder Vorstellung darüber, wie schlimm die Dinge noch werden können. Der Afropessimistische Blickwinkel zeigt allerdings, dass wir schon da sind – und das nicht erst seit gestern. Es werden damit also einige Annahmen über Dystopien und die Apokalypse problematisiert. Ich meine damit, dass das, was viele als apokalyptisch verstehen, für jemanden mit einer Afropessimistischen Gesinnung vielleicht sogar utopisch wäre. Oder anders herum: Was für viele utopisch, also wünschenswert erscheint, konstituiert die andauernde Apokalypse des Schwarzen Leid(en)s.

Stellen die Ängste der Mehrheitsgesellschaft über das Ende allen Lebens - die Bedeutung der Apokalypse - für Afropessimist*innen somit die Möglichkeit eines neuen Anfangs dar?

Man kann es so ausdrücken, ja. In der Apokalypse dieser Welt könnte das Leben beginnen, das wir uns derzeit nicht einmal vorstellen können - an dieser Bruchstelle. Was „das Ende dieser Welt“ bedeutet, ist damit etwas komplett anderes als die allgemeinere Vorstellung davon. Etwas, was möglicherweise Leben ähnelt.

Überrascht dich diese Wertigkeit, die „das Ende der Welt“ als Erzählung gerade erhält?

Nein, es überrascht mich gar nicht. Diese Welt weiß überhaupt nicht, wie man sich irgendetwas jenseits von einer wie auch immer gearteten Währung vorstellen kann. Es gibt immer Profit oder

Tauschgeschäfte. Diese Welt kann sich selbst nicht jenseits der Erzeugung von Wertigkeit denken. Die derzeitige Popularität oder Wertigkeit apokalyptischer Szenarien entspringt allerdings einer sehr realen und wachsenden Sorge – einer globalen Angst vor Eskalation, vor einem großen Sturm, der sich immer weiter zusammenbraut: Die Menschen fürchten die Umweltveränderungen, die politischen Spannungen in der ganzen Welt und vieles mehr. Dass diese Szenarien im Zusammenhang mit Dystopien selbst eine Art Währung gewinnen, ist daher keineswegs überraschend. Für viele Schwarze Menschen (und nicht alle, die schwarz sind, sind da gleich oder ähnlich eingestellt, was zu einem komplizierten Nebenwiderspruch dieses Gesprächs führt) ist es das Gefühl von „Willkommen!“ (lacht): Die Welt als Desaster ist schon lange unsere Realität. Was also viele als Krise wahrnehmen, ist einfach eine Wiederholung des Bestehenden.

Also ist „einfach nur die Ruhe bewahren!“ die Afropessimistische Antwort?

Nicht unbedingt. Auch aus einer Krise des Seins heraus kann man erkennen, dass der Planet in Schwierigkeiten steckt oder dass die Umwelt leidet. Es ist daher keine Geste der Apathie, sondern vielmehr eine Art Erkenntnisaufzeichnung. Man tut Dinge, zu denen man sich bewegt fühlt – das kann die äußerliche Linderung von unmittelbarem Leiden oder von Krankheiten sein oder anderes. Tagtäglich begegnet man Anlässen und Situationen, in denen man reagieren muss. Du tust, was du tust, weil es von dir verlangt wird. Ich mache die politische Arbeit, die ich mache, nicht aufgrund einer idealisierten Vorstellung, dass dadurch die Welt ein besserer Ort wird. Ich mache diese Arbeit, so wie ich sie mache, weil sie getan werden muss. Weil vielleicht ein kleiner Anteil unmittelbaren Leidens gelindert wird.

Wenn wir über Wertigkeit reden: Es ist wichtig, dass wir anerkennen, dass dies auch zu Diskussionen über den Wert von Leben an sich führt, darüber, welche Leben Wertschätzung erfahren. Welche Leben als menschlich angesehen werden, und welche nicht. Jared Sexton, einer der Vorreiter, wenn es darum geht, Afropessimismus zu definieren, bezieht sich auf den Umgang mit Hurrikan Katrina in den Vereinigten Staaten. Die Nichtreaktion der Regierung auf die Krise, bei der insbesondere die Schwarze Bevölkerung betroffen war, war zunächst für viele erschreckend. Für Schwarze selbst war dies aber keineswegs überraschend. Selbst als die Not überall bekannt wurde, gab es mehr Sorge um die Hunde, die obdachlos waren, die durch die Flut paddelten und so weiter, als um die Menschen, die auf Dächern standen und winkten und versuchten, gerettet zu werden. Es ist ein Paradebeispiel dafür, wie nichtmenschliches, fühlendes Leben mehr geschätzt wird, als manch anderes, das biologisch menschlich ist. Sobald wir anfangen, darauf zu achten, müssen wir uns fragen: Was geht mit einer solchen Reaktion auf Krisen einher? Und was bedeutet das überhaupt?

Du sagst, es gibt Körper, die keine Wertigkeit erfahren und deren Leid nicht beklagt wird. Aber ich höre da auch heraus, dass es eine strukturelle Ebene ist, die scheitert. In welcher Beziehung stehen diese Körper – schwarze Körper – zum individuellen und strukturellen Scheitern?

Mit Jared Sexton muss eine ganze Konstellation von Denker*innen Erwähnung finden, zum Beispiel Patrice Douglass, Selamawit Terrefe, Joy James, Christina Sharpe, Zakiyyah Jackson, wie auch Frank Wilderson, Saidiya Hartman, Hortense Spillers und so weiter. Von ihnen stammt der Vorschlag, anders an die Sache heranzugehen. Sie fragen: Können wir hier wirklich vom Scheitern sprechen? Ist es nicht vielleicht eher ein Erfolg? Wir sprechen von einer strukturellen „anti-blackness“, die Abwertung allen Schwarzseins. In diese Struktur können sich nicht nur weiße Personen hineindenken. Die ganze Welt hat diese Idee gekauft.

Zum Beispiel denken die Menschen, Masseninhaftierung sei ein Alleinstellungsmerkmal der Vereinigten Staaten. Aber wenn man den gefängnisbürokratischen Staat über die Grenzen des Gefängnisses hinaus begreift und beobachtet, wie die kapitalistische Maschinerie sich durch ihn hindurch schlängelt und dabei inhaftierte Körper zunehmend zu Plantagenarbeiter*innen macht – indem Unternehmensziele von Unternehmen so gesteckt sind, dass sie in diese Industrie investieren

und damit ihren Zugriff auf Arbeitskraft auslagern – dann erkennt man, dass das ein ziemlich globales Unterfangen ist. Diese Maschinerie wird zusammengehalten von einer disproportional hohen Anzahl Schwarzer Körper, im Gegensatz zu anderen inhaftierten Körpern. Wir sprechen also nicht vom Scheitern. Wir sprechen von der Entsendung überwiegend Schwarzer Körper in eine ehrlicherweise ziemlich erfolgreiche Matrix, welche auf Kosten dieser Körper Kapital erzeugt. Der Fakt dieses exponentiellen Unterschieds wird oftmals unter den Teppich gekehrt, zum Beispiel in Gesprächen um die Abschaffung des Gefängnisystems und wenn es dort darum geht, wie Masseninhafteung Menschen mit *jedlichen* Hintergründen betreffen. Und natürlich stimmt das – das bestreite ich überhaupt nicht. Aber ich möchte mit einem kritischen Auge weiterhin den Blick darauf richten, was üblicherweise redigiert wird: der Fakt, dass Schwarze Körper den Zustand der Gefangenschaft und den strafenden Staat definieren und ausmachen, sodass die Gründe und Umstände, die ihre Inhaftierung „erklären“ lediglich Symptome eines tieferliegenden Problems sind.

Andere Körper (braune, arme weiße und noch andere) werden in dieses System beiläufig und zufällig verstrickt. Wie auch immer man dieses System der Inhaftierung analysiert, die Ausweitung und Profitmaximierung des Projekts können nicht unter dem Begriff des „Scheiterns“ zusammengefasst werden. Im Gegenteil: Das System ist so erfolgreich, dass dessen vermeintliches Scheitern gegenüber Schwarzen Menschen nur aus Hohn ins Gespräch kommen kann. Denn, wie Audre Lorde uns erinnert, waren Schwarze nie zum Überleben bestimmt. Die einzige Frage, die sich jemals gestellt hat, handelt davon, wie Schwarze Körper eingesetzt werden, um eben diese kapitalistischen Matrizen zu erhalten und ihren Erfolg durch Gewalt zu garantieren.

Zeugt dann die Existenz Schwarzer Menschen in der heutigen Welt nicht von ungläublicher Widerstandskraft? Also ist das nicht irgendwie emanzipatorisch und macht handlungsfähig?

Der Titel eines Essaybands von June Jordan lautet „Some of Us Did not Die“. Einige von uns haben überlebt, trotz allem. Daran nehme ich keinen Anstoß, auch nicht an unserem Überleben. Aber ich frage mich, wann Überleben das zu feiernde Endspiel geworden ist, wenn so viele andere ihr Leben tatsächlich auch einfach leben können; ihrem Glück hinterher jagen können in einem Lebenskontext, der Freiheit und unterschiedliche Möglichkeiten der Akkumulation voraussetzt. Was ist mit der Bewältigung der Bedingungen, die uns beständig dazu zwingen, überleben zu müssen – obwohl wir so viel durchgemacht haben?

Dies passiert nicht nur in den USA: dass Schwarze Menschen durch ihre Widerstandsfähigkeit definiert werden, ist etwas Globales. Es ist eine Möglichkeit, die Aufmerksamkeit von der Gewalt abzulenken, die dieses Leben ausmacht. Und von der Tatsache, dass so viele *nicht* überleben. Also trage ich diese Widerstandskraft nicht wie einen Orden, obwohl ich weiß, dass viele von uns widerstandsfähig waren oder immer noch sind. Aber dieses Wissen ernüchert mich. Ich finde es verwerflich, dass wir als Überlebende markiert und vermarktet werden, und nicht als Menschen, die einfach *leben* können. Auch innerhalb der Schwarzen Bevölkerung führt dieser Umstand zu heftigen Diskussionen, etwa darüber, ob und welche beschwichtigenden Konzepte hinter dem Reden von Resilienz stehen. Nicht unbedingt für Schwarze an sich, aber für die, die sich erst sagen müssen, dass Schwarze Widerstandskraft haben, um ihre Handlungsmacht anzuerkennen.

Ist das der Unterschied zum Afrofuturismus?

Afrofuturist*innen haben auch eine ziemlich klare Vorstellung davon, durch welches Leid Schwarze Menschen gegangen sind und immer noch gehen, historisch und global. Ich glaube, der Unterschied liegt vor allem in der Haltung gegenüber einer Investition in die Zukunft von und innerhalb *dieser* Welt, was natürlich bedeutet, dass man die Systeme und Infrastrukturen für das „Wohl“ und weitere Überleben „aller“ verbessert.

Die Metapher, die zwar schrecklich vereinfacht, aber praktisch ist: Wenn du einem Haus, das von

Termiten befallen ist, einen neuen Anstrich verpasst, neue Fenster einsetzt und andere strahlende Reparaturarbeiten machst, dann sieht es sicher nach einem wunderschönen Haus aus. Aber wenn du dann den Boden aufreißt, und das Fundament freilegst – und das Fundament repräsentiert vielleicht die Ethik, die hinter diesem Hausprojekt steht – wirst du sehen, dass es bereits weggefressen wurde. Und wenn wir uns die verbleibende Fäule ansehen, dann gibt es diejenigen, die fragen werden, warum sollte ich darin investieren? Nun lass uns sagen, dass die Währung, die notwendig ist, um solche umfangreichen Reparaturarbeiten zu leisten, die politische Ontologie ist. Und ohne diese kann man nicht effektiv einen solchen Schaden beheben, vor allem nicht, wenn man die Widerstandskraft als Pfand benutzt. Ich hinterfrage den zeitlichen Aufwand und die Kraft, die es kostet, um dies zu tun.

Was mich wieder zu der Frage nach politischer Handlungsmacht zurückführt. Du hast bereits erwähnt, dass uns durch Afropessimismus deutlich wird, wie limitiert dieser Spielraum für Schwarzes Dasein ist. Aber im antikapitalistischen Denken existiert, den neoliberalen Tendenzen zum Trotz, immer noch eine Hoffnung, dass das kapitalistische System eines Tages überkommen werden kann, selbst wenn wir noch nicht wissen wie. Glaubst du, dass es irgendwo so einen Horizont gibt?

Das führt mich zurück zu der Weggabelung, an der die Entscheidung fällt zwischen der Reparatur eines termitenbefallenen Hauses und dem Blick auf das Haus, um zu sagen: Diese Scheiße muss weg. All diese Investitionen und Entbehungen und die Vielzahl an Menschen, die innerhalb des Establishments „performen“ und sich anpassen, die dessen Pförtner*innen und Wachhunde sind, katapultieren den Diskurs weit über die Frage der „Eindämmung“ als solche hinaus. Wie Jared Sexton suggeriert, muss die Frage nach Freiheit gegenüber der Gefangenschaft viel geschickter gestellt werden, und jenseits von allzu flachen Gegensätzlichkeiten gedacht werden, denn beide Pole sind tiefgehend und komplex.

Frank Wilderson sagt: Du denkst du hast Probleme, aber du begreifst ein Problem erst, wenn du als Schwarze Person in den Lauf einer Waffe starrst, an dessen anderem Ende ein schwarzer Polizist steht. Denn dieser Polizist hat investiert und will nun als Vorzeigebispiel von Recht und Ordnung dastehen. Und hier liegt der Hund begraben: in dieser schrecklichen Verschmelzung von schwarzer Performance und anti-schwarzer Staatsgewalt. Die Frage nach dem Jenseits von Wiedergutmachung, jenseits von Befreiung, die müssen wir uns stellen. Wir alle werden auf dem einen oder anderen Wege Agent*innen jedweder Kultur, in der wir leben und daher erwarten, auch weiter zu kommen. Wir sammeln unsere Gehaltchecks ein und sind allesamt in unterschiedlichem Ausmaß in diese globale Maschinerie verwickelt. Wir sind alle ihr Werkzeug. Und diese Frage nach Handlungsmacht ist fast eine Tyrannei, wenn man sie auf höherer Ebene betrachtet.

Schwarze Menschen müssen immer diesen Hoffnungsmarathon laufen – weil es Teil des Pakets ist, das uns soziale Gerechtigkeit und rechtliche Gleichheit verspricht. Aber woher kommt diese Forderung, dass Menschen auf Ewigkeit hoffen sollen? Ich kann machen, was ich machen muss, ich kann die größeren globalen Strukturen hinterfragen und mich daran abarbeiten, dieses Hinterfragen aufrecht zu erhalten. Ich kann, soweit es möglich ist, einige der unmittelbaren Symptome des Leidens lindern, die ich um mich herum sehe. Aber ich muss dafür keine Hoffnung haben. Vielmehr bin ich fokussierter, je weniger ich hoffe. Diese Idee, dass es nur Hoffnung gibt, die uns Handlungsmacht verleiht, wird zur Tyrannei, weil nur diese Hoffnung zu einem Sinn für die Zukunft führt. Und wer auf eine Zukunft hofft, kann unmöglich ertragen, ein wahres Auge darauf zu richten, was aus der Welt wird und was sie ist. Denn für so viele bedeutet zu sehen, dass sie gelähmt werden und nichts tun.

Gibt es im Afropessimismus kein Konzept der Heilung oder Erlösung?

Zur Katharsis würde ich die kühne Behauptung aufstellen, dass es eben jene Liberal-Progressiven gibt, die der Meinung sind, sie können in gutem Glauben alle als gleich fassen und ein universelles

„Wir“ erschaffen. Aber das Problem in diesem Versuch des Ausgleichs ist, dass es eher zu einer Verstärkung der Verwundung führt. Nehmen wir einen so populären Mann wie Barack Obama: Nichts, keine unangebrachte Sexualbeziehung, kein einziger öffentlicher Skandal – Er hätte seinen Scheiß nicht besser beisammen halten können. Und dennoch musste er sich der unerbittlichen performativen Überzeugung beugen, dass er auf irgendeine Art dieses Amt skandalisiert hat. Es gibt Leute, die darüber diskutieren, in welchem Ausmaß der Albtraum, den wir Trump nennen, Teil eines „Backlashes“ ist. Sie stellen die Frage, was denn die Konditionen sind, unter denen eine so unhaltbare Situation wie Trump im Weißen Haus möglich wird. Es könnte die Antwort sein auf den Fakt, dass ein Schwarzer Mann überhaupt dieses Amt besetzen durfte. Und ich weiß nicht, ob ich dagegen argumentieren kann. Und das intensiviert die Verletzung. Die Anerkennung, dass es kein Außerhalb dieser Zwickmühle gibt.

Kein Außerhalb, nur das Hoffen auf das Ende der Welt.

Und natürlich kein Hoffen auf, in dem eigentlichen Sinne, als wäre es einfach ein verträdelter Wunsch. Ich glaube, wenn Leute diese Verkürzung hören, schrecken sie zurück, ohne die außergewöhnlich-bedenklichen Formulierungen zu beachten, die Afropessimist*innen da erschaffen. Also lass es mich deutlich sagen: Wenn ich vom Ende der Welt spreche, ist das ein theoretisches Konstrukt. Weil das globale Projekt der „anti-blackness“ und damit einhergehend die Inhaftierung schwarzer Körper – sowohl wortwörtlich wie auch als Verarmung, Verelendung und sonstiger Unterwerfungen – nie und nimmer eine Kondition des gut bewaffneten und geplanten Schwarzen Aufstandes bereit stellen kann.

Das Ende der Welt, das ist kein Wahnwitz. Und es ist kein dystopisches Nachdenken über das Ende des Planeten, sondern über „die Welt“ als ein Konstrukt des westlich-europäischen Mannes. Wenn diese Halunken, die weltweit in alle möglichen schrecklichen Geschäfte verwickelt sind, uns morgen von der Erdoberfläche bomben, wäre ich auch ziemlich verärgert. Weil Macht und Geld einfach keine fairen Gründe sind, „die Welt“ zu beenden. Schwarze Befreiung – als Ziel, das innerhalb dieser Welt weder haltbar noch erreichbar ist – wäre ein solcher Grund. Das Ende der Welt ist also keine saloppe Zielsetzung, aber eine, die sich mit der ethischen Abrechnung der Welt mit dem Schwarzsein auseinandersetzt. Und Afropessimismus wagt es, zu fragen, warum diese Begegnung notwendig ist, und wie sie aussehen könnte. Aus meiner Sicht wäre Afropessimismus die einzige ethische Begründung für ein Zunichtemachen „der Welt“.

Interview und Übersetzung: Sara Morais dos Santos Bruss

Zitathinweis: kritisch-lesen.de Redaktion: „Die Welt als Disaster ist Realität“. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1567>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Gegen die fiktionale Nebelmaschine



Essay von Christine Koschmieder

Die Schriftstellerin und Literaturagentin Christine Koschmieder braucht keine Endzeitfiktionen in der Literatur – die Gegenwart ist ihr bedrohlich genug. Ein kritisches Statement.

Essay von [Christine Koschmieder](#)

Wir sind nicht in die Geisterbahn gegangen, vorletzte Woche auf der Leipziger Kleinmesse. Die Geisterbahn reizt uns nicht. Ob das an schlecht animierten Pappkameraden, zu viel Angst oder dem fehlenden Thrill an der Angst liegt, keine Ahnung. Die Geisterbahn reizt uns nicht.

Als Agentin vertrete ich keine Genreliteratur. Keine Krimis, keine Historienromane, keine Chick-Lit, keine Thriller, kein SciFi. Keine Dystopien. Die Realität scheint mir kriminell, historisch aufgeladen, stereotypengesteuert, realistisch bedrohlich genug. Aber das ist ja immer auch ein bisschen Geschmackssache. Manche bevorzugen den fiktionalen Thrill, manche den der Realität.

„Eine Dystopie“, weiß Wikipedia, „entwirft ein zukunfts pessimistisches Szenario. Häufig wollen die Autoren dystopischer Geschichten mit Hilfe eines pessimistischen Zukunftsbildes auf bedenkliche Entwicklungen der Gegenwart aufmerksam machen.“ Und fächert beliebte Requisiten aus dem dystopischen Fundus auf: diktatorische Herrschaftsformen, repressive soziale Kontrolle, mechanisierte Superstaaten, eingeschränkte Kommunikation, fehlende Mitbestimmung bestimmter Schichten an politischen Entscheidungen, Etablierung einer Sprache, die Kritik am Staat unmöglich macht.

Ich versuche, dystopische Szenarien aufzurufen. Auf meiner inneren Leinwand irren verzweifelte Menschen durch rauchende Trümmer oder kahle Ödnis, auf der Flucht vor den Folgen einer Naturkatastrophe oder einer namenlosen Bedrohung, sehe ich aseptische Riesenlabore und biopolitisch kontrollierte Gebärmütter, spucken Monitore bevölkerungspolitische Codeschlangen aus, aktualisieren sich Ungleichwertigkeit stabilisierende Maßnahmen per `autoinstall.exe`.

„Supermarktketten liefern uns das ganze Jahr Mangos; wir halten es für angemessen, alle zwei Jahre ein neues Handy mit Bestandteilen aus Coltan-Minen zu kaufen; moderne Putztruppen von den Philippinen müssen acht Stunden täglich Enthauptungsvideos und Dokumente sexualisierter Gewalt betrachten, um das Erscheinungsbild von Facebook und Google reinzuhalten“. Ich lese „Tiefrot und radikal bunt. Für eine neue linke Erzählung“ von Julia Fritzsche. Ein Sachbuch, keine Dystopie. Ich lese, wie privilegierte Menschen die Legende von Fleiß, Willenskraft und Innovationsfähigkeit bemühen, um ihre Privilegien und ihre ganzjährigen Mangos und ihre Flugreisen zu legitimieren. Was zunehmend schlecht gelingt, „Heute, da mehr Menschen als je zuvor auf der Flucht sind, da die Folgen der Klimaerhitzung auch im Norden langsam zu spüren sind, da auch europäische Meere, Flüsse und Wasserleitungen voller Mikroplastik sind.“ Was zunehmend schlecht gelingt, je sichtbarer die Umstände hinter den Mangos, den Telefonen und den Flügen aus den Dystopien hervortreten und die Realität bevölkern. „Eine Lösung dafür scheint aber in der liberalen Erzählung nicht auf. Die liberale Erzählung verweist individualisierend auf bewussten Konsum, Charity-Akte von Großspendern oder das Spendenkonto der Tagesschau nach

dem Beitrag über die jüngste Katastrophe in Südostasien.“ Die liberale Erzählung, die hinter Konsumreduktion und Privilegienscham zu verstecken sucht, dass wir mit Scham und Reduktion nicht weiterkommen. Dass es einer radikalen Umverteilung bedürfte. Einer radikalen Umverteilung, die sich allerdings nicht auf Flugmangos, Fairtradeprodukte und CO2-Ausgleichszahlungen beschränkt. Eine Umverteilung, die nicht das *Liberale* in der Erzählung ins Visier nimmt, sondern das *Kapital* in Kapitalismus.

Aber wir haben ja nicht nur die liberale Erzählung. Neben Dystopien und Realität bemühen sich ja auch andere um neue Narrative.

Ich lese das „Regierungsprogramm Sachsen“ der AfD. Eine politische Willenserklärung, keine Dystopie. Ein Programm, das verspricht, Sachsen wieder zu dem zu machen, „was es einmal war: eine stolze, familienfreundliche und sichere Heimat“. Und frage mich, warum Stolz, Familienfreundlichkeit und Heimat auf mich ein viel größeres Bedrohungspotenzial auszuüben scheinen als Geisterbahnen und andere kalkulierbare und kalkulierte Untergangsszenarien, ein Bedrohungspotenzial, ausgehend von „der Welt zugewandte(n) Sachsen, die gleichwohl das Eigene bewahren und schätzen“, deren eigenes Bedrohungsnarrativ die „Massenzuwanderung meist unqualifizierter Menschen aus inkompatiblen Kulturkreisen“ evoziert. Frage mich, ob fiktionale dystopische Szenarien für mich so wenig funktionieren, weil sie in Portionspackungen daherkommen und sich jederzeit zuschlagen und zwischen anderen Erzählungen ins Regal zurückschieben lassen, unterbrechen lassen zum Beispiel durch ein Schaumbad. In die Wanne zu steigen mit einem Menschen meiner Wahl und mit diesem Menschen in der Wanne zu tun, was uns gefällt, ohne dass irgendwer wissen muss, welche Geschlechtsteile, Geschlechtszuschreibungen und Reproduktionsbedingungen in dieser Wanne zueinander finden.

„Eine verbindliche, langfristige, beglückende Partnerschaft mit Kindern ist ungebrochen das wichtigste Lebensziel der meisten jungen Deutschen“, weiß meine Lektüre des AfD-Regierungsprogramms, dessen dystopischem Szenario nicht mit dem Untertauchen in der Badewanne zu entgehen ist. Meine Lektüre, deren VerfasserInnen die Realität umzugestalten gedenken, statt sich in den Bereich der Fiktion zu trollen. Weswegen ihre Vorstellungen auch ganz handzahn und scheinrealistisch daherkommen. Wer aus der Forderung, den Sachkundeunterricht wieder in Heimatkunde umzubenennen, ein Katastrophenszenario herausdestillieren möchte, muss sich schon ganz schön auf den Kopf stellen. Und es bedarf einiger intellektueller Anstrengung, um die Aussage, ein Klassenzimmer dürfe „kein Ort der politischen Indoktrination sein“ als Wegbereiterin repressiver sozialer Kontrolle zu entlarven, im Gegenteil, wer könnte etwas anderes als lupenreine demokratische Motive hinter der Forderung vermuten, dass denjenigen, „die Schüler ideologisch zu indoktrinieren versuchen, der Zugang zur Schule verwehrt werden muss“? Warum nur klingt es in meinen Ohren so bedrohlich, Sachsen *wieder zu dem zu machen, was es einmal war?* Zumal, wenn diese Vergangenheit eine *familienfreundliche und sichere Heimat* im Angebot hatte? Und Opa war ja auch kein Nazi.

Entspringt also die aktuell konstatierte Dichte dystopischer Fiktionen der dringenden Sehnsucht nach einer von der Realität durch Katastrophalität unterscheidbaren Fiktion? Wanken wir lieber durch die Schwaden einer fiktionalen Nebelmaschine, um uns nicht der Erkenntnis stellen zu müssen, dass wir längst drin leben? Dass es sich bei dieser Geisterbahn um keinen fiktiven poetischen Entwurf handelt, sondern um (wo)man-made Realität?

Wir sind dann stattdessen Kettenkarussell gefahren und haben Lose gekauft.

Zitathinweis: Christine Koschmieder: Gegen die fiktionale Nebelmaschine. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1562>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

YouTube im Untergrund



Josefine Rieks
Serverland

Die schlimmste Dystopie aller „digital natives“ – OMG, das Internet ist abgeschaltet.

Rezensiert von [Markus Wiegandt](#)

Wir müssen uns Rainer als einen sehr einsamen Menschen vorstellen. Er ist Postzusteller, Retrogamer und Sammler von Elektroschrott, dessen Lebensziele überschaubar scheinen. Im Wesentlichen sucht er nach einem vernünftigen Ordnungssystem für seine Onlinepornos und einer lauffähigen Kopie von „Command&Conquer: Alarmstufe Rot 2“. So weit, so langweilig – oder, wie eine Kneipenbekanntschaft in Bezug auf die Onlinepornos einräumt: „War nicht alles schlecht damals“.

Bis hierhin scheint Josefine Rieks Buch zunächst wie einer dieser halbgenauen Gegenwartsromane, die einen nerdigen Helden in der gesichtslosen Großstadt bei seiner Selbstbespiegelung begleiten. Allerdings gibt es einen entscheidenden Unterschied zu unserer Gegenwart, denn in der im Roman imaginierten Zukunft haben die Regierungen der Welt 20 Jahre nach 9/11 das Internet abgestellt und die Statussymbole der „digital natives“ kurzerhand zu Elektroschrott verkommen lassen.

Freier Austausch von Informationen scheint vergessen und die dafür nötigen Endgeräte sind obsolet, so dass Rainers spleenige Faszination für Laptops und das Internet fast schon subversives Potenzial birgt. Warenfetisch und Lob der Oberfläche gepaart mit melancholischer Reflexion führen bei ihm zu schönsten Lobgesängen auf ein vermeintlich untergegangenes Technologiezeitalter:

„Das MacBook Air war perfekt. Viel mehr noch. Das minimalistische Trackpad, das schlanke Design, die Resistenz gegen Probleme, Systemabstürze oder Viren, hatten es zu etwas Schönerem gemacht. Hardware und Software waren aus einem Guss und zu 100% aufeinander zugeschnitten. Man konnte sagen, dass das MacBook Air das perfekte Produkt war, hervorgegangen aus wenigen Jahrzehnten Computerkultur. Eigentlich war es der Repräsentant jener Kultur, in der Computer benutzt wurden.“ (S. 12f.)

Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein

Doch dann nimmt der Roman Fahrt auf durch einen mysteriösen Anruf, der Unglaubliches in Aussicht stellt. Das Internet ist gar nicht weg, es schläft nur, wie Rainer in einer Art Erweckungsmoment in verfallenen Industriebrachen Berlins feststellen muss: „Serverhallen. Es gab noch Serverhallen, in denen nach wie vor die Daten des Internets gespeichert waren.“ (S. 28)

Die Informationen in den schlafenden Riesen müssen also nur geborgen werden, und da passt es natürlich fantastisch, dass sich der moderne Archäologe Rainer mit Computern auskennt.

Noch besser für den Drive der Geschichte passt es, dass die Hallen in Berlin klein ausfallen im Vergleich zu den überwältigenden Google-Serverhallen am holländischen Strand, die der Roman als nächstes ansteuert und die das Setting für den weiteren Handlungsverlauf bilden.

Was dort folgt, ist die sattsam bekannte Geschichte vom Aufstieg und Fall einer Art Jugendbewegung, die für Rainer zur neuen Heimat wird. Die zunächst kleine Gruppe von Aktivist*innen, die in Holland relativ unvermittelt und eher zufällig zusammenkommt, startet mit großen Idealen und einem Traum von „Open Source“, der eine längst vergessene Kultur herbeisehnt, in der man aus ehrlicher Überzeugung fast alles geteilt hat. Josefine Rieks gelingt es, die Probleme und Grabenkämpfe, die bei der Entstehung von derlei „Movements“ auftreten, glaubhaft und witzig nachzuzeichnen. Der Kunstgriff ist die Figur Rainer, die als eine Art soziophober, teilnehmender Beobachter die Aushandlungen innerhalb der Gruppe von außen betrachtet und erst nach und nach seinen Platz und seine Aufgaben in der Gruppe findet.

Die endlosen Sitzungen mit „gerechter, partizipativer Kommunikation“ (S. 90) erscheinen Rainer jedenfalls anfänglich ähnlich sinnlos und unverständlich wie die weißen Anonymous-Masken auf schwarzen Lederjacken oder die Faszination der Aktivist*innen für John Perry Barlow.

Vom Underground zum Mainstream

Rainers Feuereifer für die Bewegung entflammt erst mit der Radikalisierung des Teilens. Die Fragmente des Internets, die von den modernen Archäolog*innen der kleinen Gruppe hier in Form von YouTube-Videos geborgen werden, sollen nicht mehr in der eigenen Filterblase zirkulieren, sondern raus in die Welt. In einer Welt ohne Internet – hier schließt sich der Kreis zum anfänglichen Broterwerb Rainers – geht das natürlich nur auf dem Postweg. Kollektiv organisiert, arbeiten die Aktivist*innen damit an einer Art analogem Internet, das die gebrannten Videos per Zufallsprinzip in die Welt schickt und auf technische Restauration hofft, oder in Rainers Worten:

„Aber anders als vorher, als ich noch in Berlin einsam Computerspiele gesammelt hatte, mußte ich jetzt, dass wir zurückkonnten. Technisch gesehen war das kein Problem. Wir mussten nur die Leute erreichen, eine kritische Masse bilden, dann würde alles von alleine gehen.“ (S. 145f.)

Was in der Theorie immer geil klingt, scheitert dann oft in der ernüchternden Praxis. Euphorie weicht Resignation. Natürlich gibt es Reaktionen und eine ernstzunehmende Masse an Menschen. Der Zauber aber verfliegt, und die Bewegung mit hehren Idealen verkommt zum kommerziellen Mainstream, der letztlich Rainer wieder ins Auto steigen lässt, heimwärts aus dem großen Abenteuer. „Ich war schuld, dass die ganzen Neuen da waren, nur noch konsumierten und unsere Bewegung untergruben.“ (S. 161) Kurz gefasst bringen es wieder zwei Beobachtungen des Protagonisten auf den Punkt. Die anfängliche Begeisterung für die gemeinschaftliche Arbeit auf ein wichtiges Ziel hin wird durch die zunehmend kommerzielle Verwertung kontaminiert. Zu sehen, dass der Zugang zu den Informationen im Lager der Aktivist*innen plötzlich durch Leihgebühren für die notwendige Hardware beschnitten wird, erschüttert Rainer in seinen neu gewonnenen Idealen. Trotz allem schließt der Roman mit zwei wichtigen und tröstlichen Einsichten, die Rainers Freund*innen für ihn bereithalten und die es für die Leser*innen zu entdecken gilt.

Josefine Rieks Roman möchte Vieles sein – Dystopie, Road-Novel, Entwicklungsroman, Buddy-Geschichte – und zerbricht fast unter dem Kunstgriff, dies alles auf schmalen 170 Seiten unterzubringen. Dass es ihr dennoch gelingt, zeugt von Ideenreichtum und einem guten Gespür für die prägnante Darstellung globalgesellschaftlicher Phänomene.

Josefine Rieks 2018:
Serverland.
Carl Hanser Verlag, München.
ISBN: 978-3-446-25898-3.
176 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Markus Wiegandt: YouTube im Untergrund. Erschienen in: Vom Ende erzählen:
Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1558>. Abgerufen
am: 09. 07. 2019 12:15.

Du sollst nicht sprechen



Christina Dalcher

Vox

Frauen dürfen nur noch 100 Wörter täglich sprechen – eine unmögliche Dystopie? Die Parallelen zu aktuellen Ereignissen sind erschreckend.

Rezensiert von [Beke Schulmann](#)

Die USA in gar nicht allzu weit entfernter Zukunft: Die Bewegung der „Reinen“, die sich rund um einen christlichen Priester versammelt, hat das Leben der Bevölkerung und besonders das Leben der Frauen fundamental verändert. Sie mussten ihre Reisepässe und Computer abgeben, E-Mail-Konten schließen und Jobs aufgeben. Und sie müssen einen Wortzähler ums Handgelenk tragen, der aussieht wie ein einfaches Schmuckstück. Von den 16.000 Wörtern, die jeder Mensch durchschnittlich am Tag spricht, stehen Frauen nur noch 100 Wörter täglich zu. Sie können dieses Kontingent zwar überschreiten, allerdings nur unter Schmerzen: Ab dem 101. Wort, das über ihre Lippen kommt, schickt das hübsche Armband heftige Stromschläge durch den widerständigen Frauenkörper. Bücher und Zeitungen lesen, Briefe schreiben und Verhandlungen führen bleibt den Männern überlassen. Selbst eine kleine Notiz an die Kinder oder den Ehemann verbietet die Regierung, Frauen dürfen keine Stifte und kein Papier mehr kaufen. In Supermärkten, Schulen und Restaurants – überall hängen Kameras, die Ausschau halten, ob Frauen heimlich Gesten machen, die als Zeichensprachen gedeutet werden können.

Angepasst an die neuen Lebensumstände

In dieser Welt lebt Ich-Erzählerin Jean McClellan, die ehemals eine führende Expertin für Sprachstörungen war. Ihre Familie hat sich an die neuen Lebensumstände weitgehend angepasst. Jeans Mann Patrick und die Söhne stellen ihr und ihrer Tochter nur noch Fragen, die die beiden mit möglichst wenigen Wörtern oder einem Kopfnicken oder -schütteln beantworten können. Jean versucht, sich selbst davon zu überzeugen, dass sie ihren Mann und ihre Söhne nicht hasst: „Mir immer wieder einzureden, dass sie nicht diejenigen sind, die mir dies angetan haben, ist eine Qual.“ (S. 46f.)

Wenn Jean ihre sechsjährige Tochter Sonia zu Bett bringt, summt sie die Melodien der Kinderlieder – für den Text fehlen ihr die Worte. Anschließend steht sie auf der Veranda und betrachtet die Veränderungen in ihrer Nachbarschaft, sieht Frauen, die auf den Boden schauen, um jegliche Interaktion zu vermeiden, und Männer, die sich verhalten, als wäre die Welt völlig in Ordnung. Und sie denkt an ihren Arbeitskollegen Morgan, der für Jean eine Art Prototyp des neuen Mannes verkörpert.

„Morgans Worte kommen mir wieder in den Sinn, sein nüchternes Gerede darüber, dass früher alles besser war, vor langer Zeit, als Männer arbeiteten und Frauen in ihrer Privatsphäre blieben, die aus Kochen, Waschen und Kinderkriegen bestand. Ich habe wohl wirklich nicht geglaubt, dass es passieren würde. Keine von uns. Nach der Wahl gingen uns allmählich die Augen auf. Einige unter uns meldeten sich zum ersten Mal lautstark zu Wort. Vor allem Frauen führten die Anti-Myers-Kampagne an – Frauen wie ich, die noch nie Marschstiefel anprobiert hatten, drängten sich in Busse und U-Bahnen-Wagons und froren im Washingtoner Winter. Männer waren auch darunter, fällt mir ein. Barry und Keith, die drei Jahrzehnte Kampf um Schwulenrechte hinter sich hatten.“ (S. 235f.)

Die US-amerikanische Autorin Christina Dalcher beschreibt die konsequente Unterdrückung von LGTBIQ in ihrem Debütroman „VOX“ radikal und teilweise geradezu plakativ. Dank dieser brachialen Darstellung wird der Schrecken der ausgemalten Welt noch besser spürbar. So kommt sofort die Frage auf: Wird Jeans sechsjährige Tochter Sonia jemals richtig sprechen lernen, wenn sie schon jetzt sprachlich derart eingeschränkt wird? Sie habe eigentlich anfangs nur auf die Bedeutung der Sprache für die Menschheit aufmerksam machen wollen, sagt Christina Dalcher im Interview mit *kritisch-lesen.de*: „Der sprachliche Aspekt macht mir viel mehr Angst als der politische. Mir eine Welt vorzustellen, in der die Menschen ihrer Sprache beraubt sind, finde ich sehr gruselig. Ich denke, damit würden wir uns selbst zerstören.“ Denn der Sprachverlust sei ein Schrecken, den fast alle Menschen nachvollziehen könnten. Die politische Dimension sei erst später im Schreibprozess hinzugekommen, sagt Dalcher, die selbst einen Dokortitel in Linguistik hat.

Parallelen zur Realität

Die Autorin bezeichnet ihr Buch als reine Fiktion. Gleichzeitig sind die Parallelen zu unserer heutigen Gesellschaft und die Anspielungen auf den aktuellen Rechtsdrift geradezu erschreckend. Und genau das macht „VOX“ so brisant und lesenswert. So kämpfen viele Frauen weltweit gerade für das Recht auf Abtreibung oder fürchten, dass dieses bald eingeschränkt werden könnte. Im Buch stehen Abtreibungen und Verhütung unter Strafe. Bevor sich Donald Trump vor einigen Monaten dafür aussprach, mexikanische Einwanderer*innen von ihren Kindern zu trennen, hatte Christina Dalcher dieses Mittel in „VOX“ bereits zur gängigen Praxis gemacht, um homosexuelle Eltern zur Heterosexualität zu „bekehren“. Feministinnen werden im Buch als „hysterisch“ oder „Feminazis“ beschimpft. Und während sich Rechte wieder die Rollenverteilung der 1950er-Jahre herbeisehnen, sind diese alten Werte in „VOX“ wieder Wirklichkeit. Frauen, die sich dagegen wehren, werden von den Anhängern der fundamentalistischen Regierung zurechtgewiesen – wie Jean von einem Vorgesetzten:

„Vorgesetzter: „Sehen Sie, genau deswegen hat es früher nicht funktioniert. Irgendwas ist immer. Dauern ein krankes Kind oder eine Aufführung in der Schule oder Menstruationsbeschwerden oder Mutterschutz. Ständig ein Problem.“ (S. 225)

Die Beschreibungen der Sprach- und Aussichtslosigkeit machen besonders die erste Hälfte von „VOX“ zu einem Horror-Schocker – gerade weil das Beschriebene so real und so möglich erscheint. Protagonistin Jean plagen Schuldgefühle. Als sie noch sprechen durfte, hat sie sich um ihre Karriere gekümmert und nicht um die Proteste gegen die aufkommende Bewegung der „Reinen“.

Als bekannt wird, der Bruder des Präsidenten habe ein Hirntrauma erlitten und könne nicht mehr sprechen, soll sie, die frühere Expertin für Sprachstörungen, helfen. Sie willigt ein und wird von Jean wieder zu Dr. McClellan, ihr Wortzähler und der ihrer Tochter werden entfernt, und „VOX“ wird fortan zu einem weitaus weniger spannenden Labor-Liebes-Polit-Krimi.

Während der Plot an Spannung verliert, holt Autorin Christina Dalcher dann doch noch zum politischen Rundumschlag aus – dem geplanten linguistischen Schwerpunkt zum Trotz. Jean lernt

ein Paar kennen, das eine Widerstandsbewegung aufbaut, und ihr wird klar, dass sie sich bisher nur um sich selbst gesorgt hat. Dass andere Menschen in viel größerer Gefahr sind, hat sie ausgeblendet. Die schwarze Sharon öffnet ihr die Augen:

„Wie lange dauert es denn Ihrer Meinung nach, bis Reverend Carl und seine heilige Schafherde der Reinen es sich in den Kopf setzen, dass nicht nur Frauen und Männer vor Gott unterschiedlich sind, sondern auch Schwarze und Weiße? Glauben Sie, gemischte Ehen wie meine gehören zum Plan? Wenn, dann sind Sie nicht ganz so intelligent, wie ich dachte.‘ Ich spüre, wie ich rot werde. ‚Der Gedanke ist mir nie gekommen.‘ ‚Klar, wie auch? Hören Sie, ich will nicht unhöflich sein, aber ihr weißen Mädels macht euch nur Sorgen um, naja, eben um euch weiße Mädels.‘“ (S. 213 f.)

Intersektionaler Feminismus

Christina Dalcher macht sich im Interview mit kritisch-lesen.de für einen „real feminism“ stark und meint damit einen intersektionalen Feminismus. „Sich nur um die eigene kleine Welt kümmern, das meinen Leute normalerweise mit ‚weißem Feminismus‘. Das heißt, man hat einen Tunnelblick. Öffne Deine Augen, Baby, es gibt Leute, die haben noch ganz andere Probleme als Du!“

In Teilen ist „VOX“ der feministische Thriller, als der er gefeiert wurde. Mit den Beschreibungen der Geschehnisse, die so undenkbar erscheinen und den aktuellen Ereignissen in Teilen doch so ähneln, gelingt es dem Roman, den Leser*innen eine Heidenangst einzujagen, sie aufzurütteln und wütend zu machen. Genau das wünscht sich Christina Dalcher. Die Leser*innen sollen Jean sehen und sich fragen, warum sie nicht früher etwas unternommen hat – und dann selbst in ihrer Realität etwas verändern: „Ich hoffe, dass sie auf sich selbst schauen und wählen gehen und sich mit der Politik auseinandersetzen. Auch kleine Graswurzelbewegungen können Veränderungen bewirken. Also wenn das Buch sie wütend macht und sie zum Handeln bewegt, dann würde mich das als Autorin sehr glücklich machen.“

Christina Dalcher 2018:

Vox.

S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main.

ISBN: 978-3-10-397407-2.

400 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Beke Schulmann: Du sollst nicht sprechen. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1555>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Erwachsenwerden in der Endzeit



Sibylle Berg
GRM
Brainfuck

Sibylle Bergs neuer Roman erzählt von einer Jugend nach dem Brexit: böse, hellsichtig und messerscharf.

Rezensiert von [Stephanie Bremerich](#)

„GRM. Brainfuck“ beginnt da, wo die Welt zu Ende ist: in Rochdale, Großbritannien, einer „Stadt im Todeskampf“, die man „ausstopfen und als Warnung vor unmotivierter Bautätigkeit in ein Museum stellen müsste“ (S. 8). Hier leben die Armen, Abgehängten und „Überflüssigen“ der Gesellschaft. Und hier wachsen Don, Hannah, Karen und Peter auf, „Außenseiter in einer Welt des normalen Elends“ (S. 158) und Hauptfiguren von Sibylle Bergs neuem Roman.

Wir befinden uns in einem England der nicht allzu fernen Zukunft. Nach dem Brexit ist das Land mittlerweile in eine „geregelte Eskalationsphase“ (S. 428) eingetreten, die mit dem erfolgreichen Abbau des Sozialstaates, dem direkten Weg in die Zweiklassengesellschaft, der totalen Überwachung und biopolitischen Kontrolle sowie der Unterdrückung aller, die keine Kaufkraft haben und nicht zur männlichen weißen Elite gehören, einhergeht.

Coming of Age in der Endzeit

Keine guten Zeiten, um erwachsen zu werden. Erzogen werden Don, Hannah, Karen und Peter nicht von ihren Eltern, sondern von ihren digitalen Endgeräten, denen sie die wenigen schönen Augenblicke ihres Alltags verdanken. Einsamkeit, Demütigung, Verwahrlosung, Missbrauch, Drogen, Vergewaltigung, Prostitution – tatsächlich bleibt ihnen so gut wie nichts erspart.

Was nach Sozialklamotte klingt, geht in Wahrheit weit darüber hinaus. Sibylle Berg schildert das Coming of Age in der Endzeit so, wie es vermutlich sein wird: bizarr. Die vier Kinder erstellen eine „Todesliste“ (S. 106) und beschließen, sich zu rächen. Dabei bekommen sie es mit allerlei neuen technologischen Daumenschrauben und Optimierungs-Tools zu tun, treffen auf Hacker*innen im Untergrund, autokratische Eliten mit den abartigsten sexuellen Vorlieben, militante Abtreibungsgegner, irre Oligarchen und Programmierer, denen die künstliche Intelligenz allmählich über den Kopf wächst. Das alles ist rasant erzählt, blitzgescheit und mitunter auch schockierend. Aber bewegt es auch?

Naja, wenn man „GRM“ nur als Roman liest, und wenn man von diesem Roman komplexe Persönlichkeiten und psychologische Tiefenschärfe erwartet, wird man womöglich enttäuscht sein. Einfühlsame Charakterstudien findet man hier nämlich nicht. Darum geht es aber auch gar nicht. Sibylle Bergs Figuren sind grob geschnittene Stellvertreter*innen einer Welt, die ihren Mitgliedern nichts mehr zu bieten hat, schon gar nicht die freie Entfaltung des Individuums. Ihr Buch zielt nicht auf die subtile Vermessung des Subjekts, sondern auf die Zergliederung des großen Ganzen, dessen kaputte Strukturen der Text Stück für Stück freilegt – messerscharf, schwarzhumorig, fies und absolut unversöhnlich.

Die im Roman entworfene Post-Brexit-Gesellschaft ist eine Verlängerung der Orwell'schen Überwachungsdictatur unter den Vorzeichen des globalen und digitalen Kapitalismus und unter dem Deckmäntelchen eines vermeintlichen Sozialstaates. Grundeinkommen für alle? Gibt es! Allerdings nur als Vorwand, um Sozialhilfe, Rente, Krankentagegeld und Invalidenzahlungen abzuschaffen. Und auch nur für diejenigen, die sich einen Chip einpflanzen lassen, auf dem sämtliche persönliche Daten registriert sind. Mit diesem werden außerdem die „sozialen Punkte“ erfasst, die die Bürger*innen fortan durch vorbildlichen Lebenswandel erwirtschaften müssen – natürlich für alle öffentlich online einsehbar:

„Von Lob oder Tadel der Schwarmintelligenz abgesehen sind die Punktezahlen auch für Vermieter, Banken, Versicherungen und potenzielle Geschlechtspartner interessant. Beziehungsweise nicht interessant. Jede Woche wird der ‚Verlierer der Woche‘ ermittelt, der ganz weit oben im negativen Ranking steht. Die Verlierer, die auf der Startseite der KarmaPoint-Homepage erscheinen, werden in den darauf kommenden Wochen online begleitet: Beim Verlust ihrer sozialen Kontakte (man meidet Verlierer), beim Verlust ihrer Wohnung, ihrer Jobs, ihrer Heizung, ihres Wassers. Die gesellschaftliche Genugtuung erreicht ihren Höhepunkt, wenn so ein Unmensch am Ende der öffentlichen Observation am Straßenrand hockt. Mithin werden sie auch zusammengeschlagen, die Punkteversager. Das Zusammenschlagen von Punkteversagern führt zu keinem Punktabzug.“ (S. 282)

Sibylle Bergs Pointen sind überspitzt und brachial. Zugleich sind sie nur einen Wimpernschlag von unserer Gegenwart entfernt. Da ist die konsequente Privatisierung des Gesundheitswesens, da sind Nationalismus und Abschottungsbestrebungen, denen die komplette wirtschaftliche Übernahme des Landes durch chinesische Firmen gegenübersteht. Da ist die Ablösung des Bargelds durch eine neue virtuelle „Kryptowährung“, die von den Finanzinstituten kontrolliert wird. Und da sind Städte „voll mit angespannten Menschen, denen auch das Grundeinkommen keine wirkliche Ruhe geschenkt hat“ (S. 353), denn:

„Das Geld langt einfach nicht, obwohl die offiziellen Zahlen so hervorragend sind. Dank Grundeinkommen gibt es keine Arbeitslosen mehr. Dank Minijobbern und JobHoppfern und Miniverträgen und Leiharbeit und Jobnomaden [...]. Die ein wirklich freies Leben führen. Na ja, irgendwie. Zu denen immer wieder Kamerateams der BBC fahren. Gefahren sind. Früher. Gehabt haben. Tschüssi.“ (S. 353)

Grime

An dem abgebrühten Sound, der die Grenze zum Plakativen und zum Zynismus mehr als einmal überschreitet, kann man sich gewiss stoßen. Er ist aber konsequent. Denn ebenso disharmonisch, dreckig und übersteuert wie die erzählte Welt ist auch der Text. Es passt gut, dass Sibylle Berg ihre Buchpräsentationen kurz nach der Veröffentlichung des Romans nicht in Form von Lesungen, sondern als Performances mit „Grime“ abgehalten hat, einer Musik, die für die Jugendlichen im Buch eine Schlüsselfunktion spielt und die in den PoC-Communities in den ökonomisch abgehängten Londoner Stadtteilen entstanden ist. Grime heißt Schmutz und ist düster-elektronischer Highspeed-Rap mit hohem subversivem Potenzial. Und ein bisschen Grime ist auch Sibylle Bergs Prosa. Das Arrangement ist experimentell, die Sätze krachen roh und abgehackt aufeinander, die Perspektiven wechseln sprunghaft und übergangslos, dazwischen immer wieder Momente von schlichter brutaler Poesie. Vermittelt wird das Ganze von einer Erzählstimme, die gar nicht so einfach zu verorten ist: unbarmherzig, aber nicht teilnahmslos, abgeklärt, aber nicht klinisch, ultracool, aber nicht scheißegal. Das ist das eigentlich Markante an diesem Text, aus dem echte Wut spricht und der auf über 600 Seiten eine gewaltige Empörungsenergie freisetzt.

„GRM. Brainfuck“ ist nicht bloß eine Dystopie oder ein Gesellschaftsroman. Es ist eine literarische Not-Operation am offenen Herzen unserer Gegenwart.

**

Eine gekürzte Version dieser Rezension erschien am 12. April 2019 in *an.schläge. Das feministische Magazin*, online [hier](#)

Sibylle Berg 2019:

GRM. Brainfuck.

Kiepenheuer & Witsch, Köln.

ISBN: 978-3462051438.

640 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Stephanie Bremerich: Erwachsenwerden in der Endzeit. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1557>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Elektrisiert



Naomi Alderman Die Gabe

Frauen drehen den Spieß um und übernehmen die Macht: aggressiv und gewalttätig.

Rezensiert von [Hanna Komischke](#)

Was passiert, wenn Machtverhältnisse sich verschieben? Welche Auswirkungen kann dies auf Rechtsprechung, Geschlechterverhältnisse, Religion, Geschichtsschreibung und auf das Erwachsenwerden haben? Einen besonders radikalen Umbruch der gesellschaftlichen Verhältnisse beschreibt Naomi Alderman in ihrem Roman „Die Gabe“. Dabei lässt sie die Leser*innen aus den verschiedensten Perspektiven – weiblich und männlich, jung und alt, reich genauso wie arm – auf das Geschehen blicken.

Rund um die Erde entdecken junge Frauen plötzlich eine ganz besondere Kraft in sich. Sie spüren Elektrizität in sich fließen und können diese kontrolliert abgeben. Vom erregenden Knistern bis zum tödlichen Schlag ist alles möglich. Immer mehr von ihnen können diese Gabe in sich wecken und sie sogar in den Älteren entfachen. Die Gabe – sie wird zum Symbol der Weiblichkeit und sorgt damit für ein gestärktes Zusammengehörigkeitsgefühl. Dies erzeugt allerdings enormen gesellschaftlichen Druck. Menschen mit geringer oder gar keiner Kraft werden diskriminiert. Wertvorstellungen wandeln sich. Männer werden zum „schwachen Geschlecht“.

„Die Kraft sucht ein Ventil“

„Es war, als wäre man Teil einer Welle. [...] Ein Sprühnebel aus dem Meer ist kraftvoll, jedoch nur einen Moment lang, dann trocknet die Sonne alles. So war es bei uns.“ (S. 184)

Am Anfang der Geschichte findet man sich in einer Welt wieder, die unserer gleicht. Doch dann spüren immer mehr Frauen die Gabe in sich und beginnen, diese zu nutzen und gegen das Patriarchat aufzubegehren. Aus dem spielerischen Umgang mit der neuen Kraft wird erst ein leichter Hauch von Revolte, dann ein Sturm, ein Umsturz. Sie versammeln sich, demonstrieren und wehren sich gegen sexuelle Belästigung, gegen Zwangsprostitution, gegen Unterdrückung und mangelnde Wertschätzung. Mit ihrer Gabe können sie Lichter löschen und Autos explodieren lassen, aber auch Schmerzen zufügen, töten und in Einzelfällen die Kontrolle über andere Körper übernehmen. „Diesmal wehrten sie sich. Ein Dutzend Frauen wurde zu hundert. Hundert Frauen zu tausend. [...] Plötzlich erkannten sie alle gemeinsam ihre Kraft“ (S. 77). Frauen und Mädchen trainieren ihre Kraft, Gott wird weiblich, und es wird ein neuer Staat gegründet, dessen skrupellose Präsidentin sich unter religiöser Fahne mit einer Armee von Soldatinnen gegen nationale Grenzen auflehnt und Rechte von Männern massiv einschränkt. Alles scheint auf einen großen Umbruch hinzustreben, auf eine Welt, in der Frauen sich behaupten und gegen die alte Ordnung kämpfen. Aber ist das Neue wirklich neu?

In mehreren Zeitsprüngen wird die zehnjährige Entwicklung nachverfolgt. Was die Kraft, die Angst und Verzweiflung in Wut verwandelte, entfesselte, wird im Folgenden immer unkontrollierbarer.

Sie wird nicht zum Ausgleich des Machtgefälles zwischen den Geschlechtern genutzt, sondern dreht dieses radikal um. Stärke führt hier zu Macht, Macht zu Gier und Gier zu Gewalt. Durch diese Art von Rausch kommt es überall zu Erniedrigungen und Vergewaltigungen von Männern sowie zu regelrechten Massakern. Und diese Radikalität wird von vielen Frauen gewünscht. Eine beschreibt es wie folgt: „Nur ein Tsunami verändert etwas. Man muss die Häuser abreißen und das Land zerstören, wenn man sichergehen will, dass einen niemand vergisst.“ (S. 184)

Dystopie oder Realität?

Die Ereignisse im Roman überschlagen sich geradezu. Durch die Zeitsprünge und die vielen Perspektivwechsel fällt es schwer, eine Beziehung zu den einzelnen Figuren aufzubauen. Es bleibt auf eine gewisse Weise oberflächlich. Zudem wird zwar die männliche Dominanz hinterfragt, aber nicht das Prinzip, welches dahintersteht. Nämlich das ‚Recht des (körperlich) Stärkeren‘. Die Frauen können nur durch ihre physische Überlegenheit an die Macht gelangen. Kann man hier noch von einer feministischen Dystopie sprechen?

Wahrscheinlich nicht. Aber in dieser Schwäche liegt auf eine gewisse Weise auch die Stärke des Romans. Schlaglichtartig werden den Leser*innen die zahlreichen Probleme von Machtungleichheit aufgezeigt. Die fiktive Welt scheint brutal und dystopisch. Bei diesem Gedanken wird einem jedoch schnell die Paradoxie des eigenen Denkens bewusst. Warum erscheinen einem die Schilderungen grausam? Die Ereignisse finden in der eigenen Welt doch genauso statt, nur spiegelverkehrt.

Naomi Alderman hat mit „Die Gabe“ ein Buch geschrieben, welches uns nicht nur eine mögliche Zukunft, sondern eigentlich unsere Gegenwart aufzeigt. Eine Dystopie, die man mit 15 Jahren genauso lesen kann wie mit 60. Ein Roman, der uns den Spiegel vorhält.

Naomi Alderman 2018:

Die Gabe.

Heyne, München.

ISBN: 978-3453319110.

480 Seiten. 16,99 Euro.

Zitathinweis: Hanna Komischke: Elektrisiert. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1556>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Ein Flipper macht Revolte



Tijan Sila
Die Fahne der Wünsche

Ein doppelbödiger Roman über Männlichkeit und Lust in einem autoritären Staat.

Rezensiert von [Thore Freitag](#)

Nicht die besten Zeiten, um eine Radsportkarriere zu starten. Der 16-jährige Ambrosio ist angehender Radrennfahrer im Leistungsbereich. Er wächst im Spiroismus, der Herrschaftsform im Land Crocutanien, auf. Dort wird der Sport ideologisch ausgeschlachtet, und Lizenzen für Rennen im Ausland werden nur willkürlich vergeben. Man macht es ihm nicht gerade leicht und das, obwohl Ambrosio das vielversprechendste Talent des crocutanischen Kaders ist. Auch deshalb wird Ambrosio im Laufe des Romans zum Spielball der Machtinteressen des Staatsapparates.

„Die Fahne der Wünsche“ ist eine Erinnerung Ambrosios an seine Jugendzeit in Crocutanien. Das kleine Land und die ihm angehörigen Staatsapparate befinden sich in einem Status der Desorganisation. Nach dem Tod Spiros, „Marschall-Vater“ und Revolutionsheld, scheint der Spiroismus mehr und mehr auf seine Auflösung hinzusteuern. Es herrscht Konkurrenz unter den Eliten. Trotz des verbreiteten Vokabulars, das Brüderlichkeit, Antikapitalismus und die Einheit des Volkskörpers predigt, existieren Klassenunterschiede im Spiroismus weiterhin. Die spiroistische Partei und ihre „Mäntel“, die eine Symbiose aus Verwaltung und Polizei verkörpern, sichern ihre Herrschaft mittels Gewalt und Kontrolle. Auf der anderen Seite steht die „freie Jugend“, die sich mit ausschweifendem und nonkonformem Verhalten der Herrschaft zu entziehen sucht.

Der Bosnier Tijan Sila kam als Kriegsflüchtling in den 1990ern aus Bosnien nach Deutschland. Man kann die Erzählung mit ihrem an sozialistische Staaten erinnernden Vokabular als eine Parabel auf die jugoslawische Ära lesen. Die Stoßrichtung des Romans ist allerdings eine andere: Sila schreibt über den Konflikt mit dem Staat, wenn die eigenen Sehnsüchte von der herrschenden Ideologie abweichen.

Was ist das für eine Gesellschaft, die das Flipperspielen verbietet?

Auch Dystopien können Coming of Age-Stories sein. Wie den meisten crocutanischen Jugendlichen geht es Ambrosio um das Erleben gewöhnlicher Teenagerdinge: Biertrinken, Flippern und erste sexuelle Erfahrungen. Zugleich zeichnet ihn beim Sport eine unglaubliche Leidensfähigkeit aus. Bei Wettkämpfen gewinnt Ambrosio Medaillen. Was im Sport klappt, mag ihm in der Realität des Spiroismus nicht ganz gelingen. Sein Vater ist bereits tot, und seine Mutter gerät mehr und mehr in Zustände geistiger Umnachtung. Das Flippern wird bald als „besonders schädliche Ablenkung“ (S. 71) gelistet und verboten. Der Sportkommissar Cherubino, der Flippern als das Sinnbild von Kindlichem und Lustempfinden verteufelt, zwingt Ambrosio fortan unter Flipperspieler*innen zu spitzeln. Dieser beugt sich, um nicht auch noch den Radsport an das System zu verlieren. Nur

selten lässt Sila – und das macht den Roman stellenweise flach – Ambrosio wirklich zur Tat schreiten. Er zeichnet ihn naiv und ausschließlich passiv. Ambrosio ist gewiss kein Romanheld, der den Weg aus der Dystopie weist.

An Silas Dystopie fällt auf, dass sie nicht in einer fernen Zukunft, sondern im Hinblick auf den technischen Fortschritt eher den 1970ern oder 1980ern gleicht. Trotz der kalten Realität des crocutanischen Alltags und der Regelmäßigkeit von Gewaltexzessen ist der Staat von Beginn an im Begriff sich aufzulösen. Die manchmal schon satirisch anmutenden ideologischen Flügelkämpfe im Staat sprechen nicht gerade für eine hegemoniale Herrschaft. So ist das Abhängen der freien Jugend auf dem „Kopf“ je nach aktuell vorherrschender Ideologie verboten oder geduldet. Der Kopf ist ein Monument, welches das auf seiner linken Wange liegenden Haupt des Marschall-Vaters Spiro darstellt.

Wo Kontrolle und Gewalt zum Tagesgeschäft der Staatsapparate gehören, entstehen unweigerlich Orte mit anderen Regeln. Der Kopf und die mit Flippern bestückten Trinkhallen sind ebensolche. Hier sind für einen Abend die Disziplinierung durch den Staat und jegliche Kontrolle außer Kraft gesetzt. Am Flipper lässt sie sich aus freien Stücken auf die vorgegebenen Regeln ein. Die freie Jugend flüchtet also nicht einfach vor der verwalteten Welt des Spiroismus. Es geht Sila auch darum, dass letztlich ein großer Flipperabend den Umsturz vom Zaun bricht. Flippern als revolutionärer Akt. In New York war das Flippern von 1942 bis 1976 tatsächlich verboten, denn es galt als Einstieg in die Spielsucht und Ablenkung von der Arbeit. Wie in Crocutanien wurden Flipperautomaten aus dem öffentlichen Leben verbannt.

Ein Staat der Männer

Der Fokus der Erzählung liegt weniger auf einem in Ansätzen faschistischen Crocutanien als auf dem Kampf um Freiheiten und der Geltung eines Lustprinzips. Die Rolle der „Mobilen“, eine an die Mod-Kultur angelehnte Jugendbewegung, ist hier zentral und zugleich ambivalent. Sie verkörpern trotz offen gezeigter Ablehnung des Spiroismus und seiner Wertevorstellungen oft nur einen graduell abweichenden Männlichkeitstyp. Die Fahnen der hedonistischen und unkontrollierbaren „Mobilen-Eskadronen“ stehen für ihre Vorlieben und Lüste. Mopeds mit gelb-weiß gepunkteten Fahnen zeigten die Zugehörigkeit zum Sauf- oder jene mit rot-weißen Punkten die zum Kampfsport. Sie messen sich mit Mänteln oder feindlichen Eskadronen, aber gleichzeitig machen alle Gruppierungen gern Jagd auf Schwule. Dass die Mobilen gewisse Männlichkeitsvorstellungen aufweichen, beispielsweise mit einer Travestie des Spiro-Kopfes durch Schmücken und Bemalung, macht sie nicht minder aggressiv oder homophob.

„Die Fahne der Wünsche“ ist angelehnt an ein Zitat aus Klaus Theweleits Dissertationsschrift „Männerphantasien“. Theweleit beschreibt darin einen Typus soldatischer und faschistischer Männlichkeit, den Cherubino und die Mäntel im Buch exemplarisch darstellen. Dem kindlichen Mann mit tiefer Angst vor der Außenwelt wird durch Drill ein „Körperpanzer“ (Theweleit 1980b, S. 144) anezogen. Mit diesem erhält er Stabilität, aber isoliert sich gleichzeitig von sich selbst, der Außenwelt und vor allem vom anderen Geschlecht. Dieser Männlichkeitstyp kann seine Einheit nur durch Gewalt aufrechterhalten.

Nach der Flucht seiner Freundin Betty verliert Ambrosios Leben an Stabilität und Orientierung. So hat er zunehmend Angst vor Wasser, die auch Sportkommissar Cherubino anhaftet. Es ist eine irrational anmutende Angst, die bei Theweleit die Schwachstelle des Körperpanzers darstellt. Es geht um die Angst vor Flüssigkeiten und Sekreten. Während der Sex mit Betty für Ambrosio einen Austausch von „Zärtlichkeiten“ darstellt, ist das aus Cherubinos Sicht eine „viehische Flut von Sekreten“ (S. 205). Theweleit sieht hier einen psychologischen Vorgang:

*„Dieses deutet auf eine Umkehrung der Affekte, die ursprünglich mit der Aussonderung der verschiedenen Substanzen des menschlichen Körpers verbunden sind: Lustempfindungen. An die Stelle solcher Lustempfindungen ist eine panische Abwehr ihrer Möglichkeit getreten.“
(Theweleit 1980a, S. 425)*

Ambrosio übt nie Gewalt aus, und doch zieht die patriarchale Gesellschaft nicht unbemerkt an ihm vorbei: Er stellt fest, wie er seine Freundin Betty stets als sexuell verfügbar ansah. Betty selbst bemerkte die Blicke der heranwachsenden Männer, die auf ihr lasteten. Diese Perspektive nimmt Sila leider nur selten ein; ganz wie Theweleits „Männerphantasien“ zeigt er eine männliche Welt. Dennoch gelingt es Sila außerordentlich gut, all diesen Ebenen im Roman Platz zu verschaffen. Es ist erstaunlich, wie dicht der Roman mit Motiven und Bildern von Theweleit bestückt ist und doch so schlicht daherkommt. Dass wir die „in unsere Leiber installierte Herrschaft“ (ebd., S. 432) loswerden müssen, mahnte Theweleit schon vor gut 40 Jahren. Angesichts regelmäßiger Neuauflagen von „Männerphantasien“ hallt sein Ruf noch immer nach. Sila hat das Theweleitsche Motiv vom faschistischen Männlichkeitstyp in seinen Roman eingearbeitet. Er liefert uns damit auch ein Stück Gegenwartsdiagnose.

Zusätzlich verwendete Literatur

Theweleit, Klaus (1980a): Männerphantasien. Bd. 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte. Rowohlt, Hamburg.

Theweleit, Klaus (1980b): Männerphantasien. Bd. 2: Männerkörper - zur Psychoanalyse des weißen Terrors. Rowohlt, Hamburg.

Tijan Sila 2018:

Die Fahne der Wünsche.

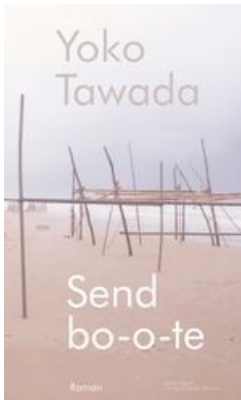
Kiepenheuer & Witsch, Köln.

ISBN: 978-3-462-05134-6.

320 Seiten. 22,00 Euro.

Zitathinweis: Thore Freitag: Ein Flipper macht Revolte. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1554>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Die Krakenmenschen



Yoko Tawada
Sendbo-o-te

Nach einer Katastrophe bricht Japan den Kontakt zum Rest der Welt ab. Die Zukunft liegt in den Körpern der jungen Generation.

Rezensiert von [Rosen Ferreira](#)

In der Zukunft wird es kein Internet und kein Telefon mehr geben. Japan wird keinen Kontakt mehr zum Rest der Welt haben, andere Sprachen werden verboten, Löwenzahn wächst so groß wie Chrysanthemen, das Wetter wird unberechenbarer sein denn je, Tokyo wird verlassen liegen, und die Alten werden nicht sterben können. Eine ungenannte Umweltkatastrophe hat zu einem Kollaps von Arten geführt, und wer kann, migriert, wie die sechzigjährige Tochter des Protagonisten Yoshiro auf die Insel Okinawa, wo Lebensmittel für ganz Japan angebaut werden. Mit Neid wird auf der Hauptinsel Honshu darüber gemutmaßt, wie viel frisches Gemüse und Obst es in Okinawa gibt, so viel offenbar, dass Yoshiros Tochter Amana es sich frivolerweise leisten kann, ihrem Vater mit Zitronensaft zu schreiben, einer Geheimschrift vergangener Kindertage. In Yoko Tawadas dystopischem Roman „Sendbo-o-te“ sind die Insel Honshu und Tokyo nicht mehr der Mittelpunkt Japans:

„Das teure Obst ging fast ausschließlich nach Tohoku und Hokkaido im Norden. Kaum etwas davon erreichte Tokyo. [...] Es war eine Zeit, in der Papiergeld Aktien und Zinsen ihren Glanz und ihren Reiz verloren hatten, und Leute waren gefragt, die tauschen konnten.“ (S. 70)

Das Parlament und die Polizei sind privatisiert worden. Die Aufgabe der neuen Polizei besteht vor allem in ihren Auftritten als Marschkapelle, und für die Existenz der neuen Parlamentarier*innen gibt es keine Belege. Intellektuelle beschwören nach dem Entscheid zur Abschottung in Zeitungen das Gute an der Isolationspolitik der Edo-Zeit (1603–1868) herauf. Die Isolation Japans vollzieht sich jedoch nicht nur nach außen, sondern auch nach innen, bis ins Persönlichste hinein:

„Die Hauptarbeit der Parlamentarier bestand darin, am Gesetz herumzufingern. Da das Gesetz ständig geändert wurde, musste notwendig jemand daran herumfingern. - Aber wer das und mit welcher Absicht tat, das blieb im Dunkeln. Freilich konnte keiner das Gesetz sehen, aber um sich daran ja nicht zu verbrennen, schliffen alle ihre Intuition wie ein Messer und lebten in selbstgewählter Reserve.“ (S. 125)

Ein alleinerziehender Urgroßvater

Yoshiro gehört mit über 100 Jahren zu den sogenannten „mittleren Alten“. Er zieht seinen Urenkel Mumey allein in Tokyo groß. Seine restliche Familie hat die Stadt verlassen, nur Mumey bleibt ihm, um dessen Leben er konstant fürchtet. Wie die meisten anderen Kinder kommt Mumey krank zur Welt. Mumeys Zähne sind mürbe, weswegen er kaum essen kann, zudem verträgt er viele Lebensmittel nicht. Er wird schnell müde, und morgens gelingt es ihm kaum, sich für die Schule

anzuziehen:

„Er knüllte sie [die Kleider] zusammen oder faltete sie und zog sie wieder auseinander. Dabei blinkten in den grauen Zellen seines Hirns bunte Papierfetzen auf, orangenfarbene, blaue, silbrig glänzende. Und wenn er seine Schlafanzughose ausziehen wollte, dachte er ergebnislos darüber nach, mit welchem Bein, gab es doch zwei davon, er beginnen sollte. Dabei kamen ihm die Kraken in den Sinn. Vielleicht hatte er ja auch acht Beine, die ihm nur wie zwei vorkamen, weil jeweils vier davon zu einem gebündelt und fest zusammengeschnürt waren. Wie auch immer, wenn er ein Bein nach rechts bewegt, will er es auch nach links oder nach oben bewegen.“ (S. 136)

Die Autorin Yoko Tawada schildert den Alltag Yoshiros und Mumeys trotz des apokalyptischen Szenarios in zärtlichen und leichten Bildern, in Szenen wie der Suche des Urgroßvaters nach gesunden Lebensmitteln, dem Schulalltag Mumeys und Yoshiros Sorge um die fragile Gesundheit seines Urenkels. Dabei verliert sich Yoshiro, der Schriftsteller ist – oder es zumindest war – immer wieder in Tagträumen, in denen er einmal verbotenerweise reist, oder er erinnert sich an biographische Fragmente der letzten hundert Jahre, wie die Demonstrationen, bei denen er Marika kennenlernte, seine spätere Frau. Yoko Tawada stellt sich dabei als geschickte Weltenbauerin heraus. Es wird nie vollständig enthüllt, was zur gegenwärtigen Lage Japans geführt hat und ob es Menschen in anderen Ländern ähnlich geht. Dabei fügt sich dieses Herrschaftssystem nicht zu einem kohärenten Gegenbild unserer heutigen Welt zusammen, sondern bleibt schemen- und bruchstückhaft. Die Zukunft, wie „Sendbo-o-te“ sie schildert, ist nicht einfach eine Verlängerung unserer Gegenwart, sondern weist in träumerischen Bildern über diese hinaus. Ist das überhaupt noch eine Dystopie?

Das subversive Potenzial fluider Geschlechter

Neben den Veränderungen der Umwelt und der Politik verwandeln sich jedoch auch die Körper der Menschen, insbesondere die der Kinder. Die Mutter Mumeys entwickelt sich tot zum Vogelwesen weiter, und angesichts der Körper der Kinder mutmaßen die Alten darüber, ob die Menschen in hunderttausend Jahren alle Kraken sein werden. Einige Expert*innen behaupten, dass die ganze Menschlichkeit verweiblicht werde, andere, dass „die als Männer geboren wurden, [...] zu Frauen werden. Und die, die als Frauen geboren wurden, werden zu Männern werden“ (S. 129). Diesem Konzept des Geschlechterwechsels, das auch später noch eine Rolle spielen wird, scheint ein binäres, essentialistisches Geschlechterverständnis zugrunde zu liegen, das davon ausgeht, dass die Geschlechteridentität den Körpern biologisch eingeschrieben sei. So heißt es auf der Seite weiter:

„In den Gegenden, in denen weibliche Föten abgetrieben werden mussten, war die Natur, deren Balance durch die Menschen zerstört worden war, rasend vor Wut und rächte sich mit einigen verblüffenden Kunstgriffen. Eine ihrer rabiaten Maßnahmen war, sicherzustellen, dass das Geschlecht eines Menschen nicht sein ganzes Leben lang dasselbe blieb. Es änderte sich zwei oder drei Mal in seiner Lebenszeit, ganz wie von selbst, und niemand konnte im Voraus wissen, ob er oder sie nur einmal oder zweimal ihr Geschlecht wechseln würden.“ (ebd.)

Diese Passage stellt das subversive Potenzial fluider Geschlechteridentitäten heraus, blendet als Element einer dystopischen Zukunft jedoch aus, dass diese Subversion schon immer Teil der Menschheitsgeschichte war und dabei schon immer auch über die binäre Konstruktion des vermeintlichen Gegensatzpaares Mann-Frau hinausging.

Dystopische Welten zeichnen sich meist durch die Komplexe „Macht“ und „Technologie“ aus, wenn man den Genre Grenzen Glauben schenken möchte, die geprägt wurden von Romanen wie „1984“ von George Orwell, aber auch von Margaret Atwoods „The Handmaid’s Tale“. Diese Romane denken die Gegenwart pessimistisch weiter. Sie spielen in repressiven Regimes, deren Herrschaft

durch neue Technologien gestützt wird. In „Sendbo-o-te“ kontrolliert das unsichtbare Regime auch weite Teile der Gesellschaft, dies jedoch gerade ohne Technologie. Auch sonst weicht die Erzählung von dystopischen Konventionen ab. Immer wieder gleitet sie ins Fantastische, Träumerische. Das ständige Kippen ins Surreale unterbricht einerseits den Lesefluss, erhöht aber auch die erzählerische Spannung. Es führt dazu, als Leser*in die vielen auf verschiedenen Ebenen liegenden Fragmente zu einem zusammenfügen zu wollen, die lückenhaft beschriebene Welt ergründen zu wollen, während die Geschichte jedoch zusammen mit der Evolution immer schneller voranschreitet und die Treiber*innen dieser Evolution im Verborgenen bleiben.

Als Mumej dann ins Visier einer geheimen Organisation gerät, die ausgewählte Kinder zu Forschungszwecken als Sendboten außerhalb Japans schmuggeln wollen, verschwimmen die Grenzen zwischen Biologie und Geographie immer mehr, also buchstäblich zwischen dem Innen und Außen.

Der Roman schraubt sich dann vollends ins Unfassbare, sprachlich und erzählerisch. Die bildreiche Sprache Yoko Tawadas in der Übersetzung Peter Pörtners trägt die Erzählung dabei immer weiter in eine Zukunft, in der sich von Menschen gezogene Markierungen auflösen. Vielleicht lässt sich „Sendbo-o-te“ daher am ehesten so lesen: als ein poetisches Plädoyer gegen Grenzen.

Yoko Tawada 2019:

Sendbo-o-te. Übersetzt von: Peter Pörtner. 2. Auflage.

konkursbuch, Tübingen.

ISBN: 978-3887696887.

200 Seiten. 12,90 Euro.

Zitathinweis: Rosen Ferreira: Die Krakenmenschen. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1553>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Mad Max auf dem Mittelaltermarkt



Günther Friesinger, Thomas Ballhausen, Judith Schoßböck
(Hg.)

End/Zeit

Das Apokalyptische zwischen Politik, Prognose und Technologie

*Wie beeinflusst apokalyptisches Denken unsere Gegenwart? Und welche
Auswirkung hat das auf unsere Zukunft?*

Rezensiert von [Kyrosch Alidusti](#)

Das Hardcover dieses Buches ist solide und stabil. Verlag (monochrom) und Designer (Capitale Wien) schaffen damit einen sinnlichen Kontrast zum Inhalt: „End/Zeit – Das Apokalyptische zwischen Politik, Prognose & Technologie“ lautet der Titel des Sammelbandes, der von Günther Friesinger, Thomas Ballhausen und Judith Schoßböck herausgegeben wurde. Das Cover ist ein Blickfang. Die leichte Verfremdung des auffällig gestalteten, formatfüllenden weißen Schriftzugs vor komplett schwarzem Hintergrund verblüfft, da sich diese zunächst nicht selbst erklärt. „Damit beziehen wir uns auf Inschriften der Maya, nach denen die Buchstaben am Cover gestaltet wurden und die als Kultur ja einen gewissen Begriff von Apokalypse im weitesten Sinne bzw. Jenseitigheit hatten“, erklärt Daniel Perraudin, Inhaber und Art Direktor von Capitale Berlin, dem deutschen Pendant des österreichischen Designstudios, im Gespräch mit [kritisch-lesen.de](#). Das erscheint passend für ein Buch zum „paraflows. XII apocalypse: Festival für digitale Kunst und Kulturen“. Das Festival fand 2017 in Wien statt und widmete sich der „Rhetorik des Apokalyptischen“. Es beinhaltete neben einem Symposium auch eine Konzertreihe, eine Buchpräsentation sowie Film- und Theatervorführungen.

Der Call für die Beiträge zum Symposium des Festivals und der Aufruf für die Beiträge zum Sammelband erfolgten zum gleichen Zeitpunkt. Die Beiträge des Festivals stellen jedoch nur sieben von zwanzig Beiträgen des Bandes dar, wobei jeder einzelne der Aufsätze einen wertvollen Denkanstoß bietet.

Was unterscheidet Offenbarungen?

Martin Zolles, Teilnehmer des Symposiums und Journalist, leitet ausgehend von der griechischen Wortherkunft von Apokalypse die Bedeutung „Offenbarung“ (S. 143) ab, die über das „jüdisch-christliche Glaubenssystem“ weitertransportiert wurde, sich aber im Laufe der Jahrhunderte „säkularisiert hat“ (ebd.). In der Moderne sorgt die Wissenschaft für Neuerungen, die unser Verständnis von der Welt verändern: „Grundlagen für neue Weltbilder, die immer auch das Ende einer bestimmten wissenschaftlichen Vorstellung von Welt repräsentieren“ (ebd.). Die Medien offenbaren uns die Welt. Mit Computervisualisierungen lässt sich aber nicht nur die Gegenwart abbilden, sondern scheinbar auch die Zukunft gestalten. „Diese Form postmoderner Apokalyptik trägt das Signum von Statistik, Informationstechnologie und Medientechnik [...]“ (S. 145) Als Beispiel nennt Zolles die Darstellung des Klimawandels.

Der entscheidende Unterschied zwischen der Apokalypse des Johannes, dem christlichen Urbild der Apokalypse, und unseren medienvermittelten Endzeiten ist die Vermeidbarkeit. Wer könnte die apokalyptischen Reiter stoppen? Niemand! Und die Urchrist*innen hätten das vermutlich auch

nicht gewollt. Die mediengemachten Endzeitbilder dagegen stehen in ihrer „wiederkehrende[n], verlässliche[n] Form“ mehr für Kontinuität „als für die ungewisse Tatsächlichkeit eines abrupten Endes.“ (S. 145)

Bilden Dystopien die Grenzen unserer Vorstellungskraft?

„Matrix“ und „Star Trek“ kommen in „End/Zeit“ nicht vor (eine Lücke!), dafür spielt „Mad Max“ im Buch eine wichtige Rolle. Und dieser Verweis auf Film und Literatur ist wesentlich. Denn falls die Kultur unsere zweite Natur ist, und so lautet eine geläufige These, lässt sich damit erklären, warum bekannte Filme ebenfalls ein prägender Teil unserer gemeinsamen Vorstellungswelt sind. Dies zeigte sich zumindest in dem Live-Rollenspiel, das die Gruppe *monochrom*, ein internationales Kunst-Technologie-Philosophie-Kollektiv, gemeinsam mit den Bewohner*innen der Wiener Neustadt aufführte. Eine Industriemesse, die einem Mittelaltermarkt nachempfunden wurde, war der Ort und das Jahr 2051 die Zeit, in der das Rollenspiel angesiedelt wurde. Auf diesem Markt wird nun zurück und in die Zukunft geschaut.

Bei Mittelaltermärkten geht es meist nicht um eine durchgängig richtige historische Darstellung. Vielmehr erzählen sie „vor allem davon, wie wir uns die Vergangenheit in unserer jeweiligen Gegenwart vorstellen und wie sie dabei immer wieder verändert, überschrieben und dem jeweiligen Erzählrahmen angepasst wird.“ (S. 67) Wie die jeweilige Zeit durch ihre Interpretation der Vergangenheit diese immer wieder umschreibt, so trägt die Zukunft die Gegenwart in sich, weil sie mit den Utopien und Dystopien ihre „eigene mediale, imaginative“, d.h. einfallsreiche „und fiktionale Darstellungstradition bereits mitbringt“ (ebd.).

Begleitend zur Zukunftssimulation namens „Postapokalyptica 2051“ fand ein Workshop zu „Zusammenleben, Selbstverständnis und Sicherheit unter postapokalyptischen Bedingungen“ (S. 63) statt. Als Resümee heißt es: „Gemeinsam entstand auf dieser Weise ein kollektives Erinnerungsbild an eine Zukunft, die ikonografisch“, also kunstgeschichtlich, „in Film und Literatur, längst stattgefunden hat und auf diese Weise (denkbare) zukünftige Entwicklungen beeinflusst und mitgestaltet“ (ebd.). Ist es möglich, dass diese filmischen oder literarischen, kurz: medialen Vorlagen unsere Vorstellungen und unsere Handlungsoptionen einengen? Die Forderung würde dann lauten, sich von den vergangenen und gegenwärtigen Zukunftsvorstellungen zu befreien.

Futurologischer Materialismus

Klar ist, dass auch in der Zukunft gewirtschaftet werden muss, damit sich die Menschen versorgen können. Deshalb sei es nötig, die „Geschichtslosigkeit der ‚Mad Max‘-Welt [...] zu überwinden.“ Diese ökonomische Voraussetzung fehle jedoch häufig in Dystopien und zumeist auch in diesem Band. Für die Macher*innen der „Postapokalyptica 2051“, *monochrom*, steht jedoch fest, dass eine funktionierende Ökonomie die Grundlage sein muss, um von einer besseren Zukunft träumen zu können. Die Forderung, die wirtschaftlichen Grundlagen unbedingt mitzudenken, nennen sie „futurologischen Materialismus“.

Das Experiment der Gruppe *monochrom* kann nachvollziehbar erklären, warum die Klimawende so zögerlich anläuft, schleppen wir doch immer die Bilder und Handlungsmuster unserer Gegenwart und Vergangenheit mit uns herum. Folgt man dieser Argumentation, haben sich die heutigen Zukunftsbilder so sehr eingebrannt, dass eine alternative Zukunft von den Akteur*innen nicht denkbar scheint. Doch ein anderer Blick in eine Zukunft – in eine bessere Zukunft – ist möglich. Man muss dieses Unterfangen nur selbst in die Hand nehmen.

Günther Friesinger, Thomas Ballhausen, Judith Schoßböck (Hg.) 2018:
End/Zeit. Das Apokalyptische zwischen Politik, Prognose und Technologie.
edition mono, Wien.
ISBN: 978-3-902796-60-8.
300 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Kyrosch Alidusti: Mad Max auf dem Mittelaltermarkt. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1563>.
Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Wovon wir geträumt haben



Ágnes Heller
Von der Utopie zur Dystopie
Was können wir uns wünschen?

Reflexionen zu Utopien und Dystopien und was wir aus Romanen über die Zukunft lernen können.

Rezensiert von [Cornelia Stahl](#)

Agnes Heller, die im Mai 2019 neunzig wurde, überlebte den Holocaust. Sie promovierte bei Georg Lukács, lehrte Soziologie und Philosophie in Melbourne, New York und Budapest. In ihrem Essay „Von der Utopie zur Dystopie“ stellt sie die Frage: „Was können wir uns wünschen?“

Bei der Beantwortung holt sie weit aus, beginnt mit der Geschichtlichkeit der Einbildungskraft, geht über zu Wunschutopien und der philosophischen Konstruktion vom „gerechten Staat“ (S. 27) und greift zurück auf Ideen von Platon und Sokrates.

Hellers Nähe zum Philosophen Karl Marx bleibt dem Lesenden im Exkurs zu „sozialistischen Utopien“ nicht verborgen. Jedoch irritiert ihr Statement: „Das Reich des Kommunismus hat sich als Reich des Massenmords erwiesen“ (S. 39). Ihre Ergänzung wird begleitet von einem bitteren Beigeschmack: „[...] wovon wir geträumt haben, wird niemals so sein“. Wobei Heller im Unklaren lässt, wer mit „wir“ gemeint ist. Schließt sie sich ein in den Kreis der „Betrogenen“? Das könnte ein Grund dafür sein, dass Heller das negative Moment einer Revolution, den „Verrat“ oder das Gefühl des „Betrogenseins“ besonders hervorhebt.

Nach Exkursen zu Utopien und Dystopien geht die Autorin im Schlusskapitel noch einmal in die Tiefe. Anhand ausgewählter Romane wie Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ (1932), George Orwells „1984“ (1949), Ray Bradburys „Fahrenheit 451“ (1953), Robert Harris’ „Vaterland“ (1992), Kazuo Ishiguros „Alle, was wir geben mussten“ (2005) und anderen arbeitet Heller Gemeinsamkeiten dystopischer Literatur heraus.

Konditionierung und Anpassung

Heller irritiert mitunter mit ihrem Essay, besonders dann, wenn sie die Gesellschaftssysteme Nationalsozialismus und Kommunismus miteinander vergleicht, sie als totalitär bezeichnet. Beide Systeme beschreibt sie als jene, die Assimilation und Konditionierung von ihren Mitgliedern fordern. Heller hebt hervor: „Die einst postulierte Individualität und Differenz beginnt sich aufzulösen, wenn Menschen dazu konditioniert werden, keine Individuen zu sein“ (S. 73). Trotz des schwierigen Vergleichs stellt sie richtig heraus, dass insbesondere die Literatur, hier im Speziellen der Roman, die Möglichkeit hat, Gegenwelten und Figuren herauszubilden, die sich der geforderten Anpassung entziehen und an ihren (politischen) Überzeugungen festhalten.

Heller nennt als Beispiel dafür die Figur John aus dem Roman „Schöne neue Welt“ (1932) von Aldous Huxley. Er verkörpert den Idealtypus erfolgreicher Konditionierung und dem parallel existierenden Gefühl des Unbehagens. Er ist ein „Wilder“, aufgewachsen in einem mexikanischen Reservat. Dem dortigen Leben hat er sich völlig angepasst. Als zwei Touristen John in die „neue

Welt“ mitnehmen, bleibt er jedoch ein Fremder, ein Außenseiter im neuen Umfeld und wählt ein Leben außerhalb der Gesellschaften. Nach Hellers Auffassung scheitert John am Ende.

Weiterhin geht die Philosophin ein auf technologische Manipulation, Biopolitik, Untergang unserer Kultur und Zerstörung der Welt als gemeinsame Merkmale dystopischer Literatur. „Was sie alle gemeinsam haben: die Wandelbarkeit der menschlichen Natur und die große Bedeutung von Erinnern und Vergessen“ (S. 72).

Die Autorin spannt den Bogen zur Gegenwart und fragt: „Wie können Fremde, Außenseiter ihr Unbehagen beseitigen, worauf können sie sich stützen, wenn sie von einer neuen, einer anderen Welt träumen?“ Immer werden neue Geschichten erfunden, neue Verschwörungstheorien kreiert, „Romane müssen für den Propagandaapparat umgeschrieben werden“ (S. 76). Heller verweist auf Zeiten des Nationalsozialismus.

Dystopie im Roman

Welche Utopien und Dystopien entwickelt werden, erlaubt Rückschlüsse auf die realen Lebensumstände der jeweiligen Zeit. Zwei Beispiele zeitgenössischer dystopischer Romane seien hier explizit erwähnt. Zunächst „Nachricht an den Großen Bären“ der österreichischen Autorin Eva Schörkhuber, die die Dystopie eines zukünftigen Europas, welches in A-, B-, C- oder D-Zonen aufgeteilt ist, entwirft. Grenzen werden erneut eingeführt, ebenso Grenzkontrollen. Dass Dystopien sich nahe an der Realität bewegen können, zeigt dieses Beispiel mit Blick auf die Sicherung der Außengrenzen Europas.

Der Roman „Troll“ des slowakischen Autors Michal Hvorecky ist ein weiteres Beispiel dystopischer Literatur, in dem eine Gruppe aus Trollen das Internet beherrscht, Fake-News verbreitet und eine ganze Generation junger Menschen in künstlich entworfene Welten entführt, eine Generation, die aufgrund von fehlendem Hintergrundwissen den Inhalten von Videos, Fotos oder Textnachrichten, die ihnen auf den Bildschirm gespielt werden, Glauben schenkt. Doch zwei Außenseiter, zwei Freunde, versuchen, das System der Gehirnwäsche zu unterlaufen und zerstören den Kreislauf von innen heraus.

Menschenbilder der Dystopie

Doch zurück zu denen von Heller ausgewählten Romanen. Nicht gänzlich neu ist die von der Autorin konstatierte fehlende Empathie: „Kein dystopischer Roman geht davon aus, dass alle Menschen Mitgefühl haben“ (S. 73). Von Aufbegehren oder Widerstand ist keineswegs die Rede. Die Romane suggerieren die Formbarkeit des Menschen, „der bereit ist, unter fast allen Umständen zu leben [...], an alles zu glauben, woran die anderen glauben“ (ebd.).

Am Ende geht sie nochmals auf Gemeinsamkeiten dystopischer Literatur ein und hebt insbesondere „Unterwerfung“ von Michael Houellebecq hervor: „Gehirnwäsche und Kontrolle“ benennt sie als Stabilitätsfaktoren innerhalb dystopischer Literatur, spannt den Bogen zu gegenwärtigen Dystopien, die auffordern „seinen Garten zu kultivieren“, (S. 94) und Verantwortung für soziale Fantasien zu übernehmen. Ein Gemeinschaftsgarten schwebt einem vor, in dem Solidarität und Empathie sprießen. Hellers Lektüre regt dazu an, utopisches Denken jenseits kapitalistischer Ausbeutungs- und Verwertungszusammenhänge direkt in Handlungsoptionen zu transferieren.

Ágnes Heller 2016:

Von der Utopie zur Dystopie. Was können wir uns wünschen?

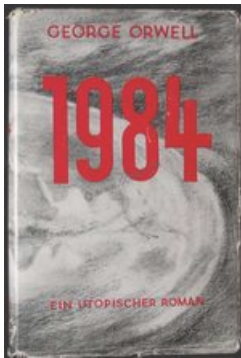
Edition Konturen, Hamburg.

ISBN: 978-3-902968-20-3.

95 Seiten. 19,80 Euro.

Zitathinweis: Cornelia Stahl: Wovon wir geträumt haben. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1565>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Big Brother is watching You!



George Orwell

1984

Ins Deutsche übertragen von Kurt Wagenseil

Eine beklemmende Geschichte von Widerstand, Wahnsinn und Wahrheit in einer Welt der totalen Überwachung.

Rezensiert von [Alison Dorsch](#)

Nach außen führt Winston Smith das Leben, das von ihm erwartet wird. Als Mitglied der Äußerer Partei trägt er, wie all seine Genossen, den blauen Overall. Zum Aufwachen, zum Mittagessen in der Cafeteria und zum Einschlafen trinkt er seine Portion Victory Gin und raucht dazu gelegentlich eine sorgsam rationierte halbe Zigarette. Abends besucht er regelmäßig die genossenschaftlichen Treffen. Mit den ArbeiterInnen, den so genannten Proles, kommt er nur auf dem Schwarzmarkt in Kontakt; auf der Suche nach Schnürsenkeln oder scharfen Rasierklingen. Als Angestellter des Ministeriums der Wahrheit erledigt er gewissenhaft die Aufgaben, die auf seinem Schreibtisch landen; formuliert und zugeteilt von anonymen Köpfen aus der Inneren Partei. Im Namen von IngSoc, der Parteiideologie, korrigiert er Zeitungsartikel über Krieg, Schokoladenrationen und Produktionsquoten, behebt Fehler in den abgedruckten Reden von Parteifunktionären, manchmal sogar von Big Brother. Er ändert Zahlen, streicht Namen und schreibt Artikel im Zweifel neu. Er hat keine Freunde, keine Vertrauten, nur Genossen. Er weiß, wann er zu nicken und wann er sich zu empören hat. Er weiß, dass er Emmanuel Goldstein zu verachten und Big Brother zu lieben hat. Jedes Wort, jede Geste, jede sichtbare emotionale Regung kontrolliert vor den Augen und Ohren der allgegenwärtigen Genossen und Televisoren.

Nur seine Gedanken beherrscht er nicht. Er erinnert sich an Dinge, die ihm eigentlich nicht in den Sinn kommen sollten. Er stört sich an Dingen, die ihm eigentlich gar nicht auffallen sollten. So behauptet die Partei beispielsweise, dass Ozeanien schon immer verbündet mit Ostasien und im Krieg mit Eurasien gewesen ist. Winston aber bemerkt: Mitten in einer offiziellen Rede vor großem Publikum tauscht der Redner, ein hohes Tier der Partei, ohne auch nur seinen Satz zu unterbrechen, Wörter aus. Plötzlich führt Ozeanien nicht mehr gegen Ostasien, sondern gegen Eurasien Krieg. Und keiner außer Winston scheint es zu bemerken! Gleichzeitig wissen alle seine Genossen aus dem Ministerium der Wahrheit, was dieser Tausch für sie bedeutet: einen riesen Haufen extra Arbeit.

War das Leben vor der Revolution wirklich schlimmer als das Leben unter IngSoc? Diese Frage stellt Winston sich oft; im Stillen. Beantworten kann er sie nicht. Aber er kann es nicht glauben. Denn alle Geschichtsbücher, Zeitungen, Fotos, Filme – ja, alles wurde und wird von ihm und seinen Kollegen im Ministerium so häufig zur Parteilinie „korrigiert“, dass sie überhaupt keine brauchbaren Informationen mehr enthalten. Winston kann nicht einmal mehr sicher sagen, in welchem Jahr er gerade lebt. Heimlich träumt er von einem besseren Leben. Von einem spontanen Leben, mit ehrlichen Gefühlen und ungefährlicher Leichtsinnigkeit. Ein Leben ohne Televisoren. Ein Leben ohne die Partei. Ohne IngSoc. Ohne Big Brother. Er hasst ihn – spätestens das macht ihn zum Gedankenverbrecher. Und Gedankenverbrecher landen in den Kellern des Ministeriums der Liebe. Es ist nur eine Frage der Zeit. Vielleicht ist es die erste Leichtsinnigkeit, vielleicht die zehnte. Aber die Gedankenpolizei findet sie immer. Auch aus ihm wird die Partei eine Unperson machen.

Auch ihn wird sie aus dem kollektiven Gedächtnis löschen. Wie den Krieg gegen Ostasien. Da ist er sich sicher. Denn die Leichtsinnigkeiten haben schon längst begonnen. Und das Ende ist im Anfang enthalten.

Wahrheit oder Halluzination

Die Revolution wird vollendet sein, wenn die Sprache perfekt ist. Davon geht die Partei aus. Im Ministerium für Wahrheit wird deswegen Neusprech, die offizielle Sprache von IngSoc, beständig weiterentwickelt. Wenn sie fertig ist, wird keine Gedankenpolizei mehr nötig sein. Wenn sie fertig ist, sind Gedankenverbrechen nicht mehr möglich. Denn für Gedanken abseits der Parteilinie wird es keine Wörter mehr geben. Kein Wort, keine Bedeutung und damit kein bewusster Gedanke abseits der Parteilinie.

Solange das nicht erreicht ist, bleibt die Alternative zu Gedankenverbrechen DoppelDenken. Es ist die Fähigkeit, an mehrere widersprüchliche Wahrheiten zu glauben – gleichzeitig. Es ist die Fähigkeit, gerade ausreichend Bezug zur materiellen Welt zu behalten, um zu wissen, wann und vor allem wie gefälscht werden muss. Und die Fähigkeit, zu fälschen und es korrigieren zu nennen. Die Fähigkeit, nach der Rede zurück ins Ministerium zu gehen und Überstunden zu arbeiten, bis in jedem Schriftstück Ostasien durch Eurasien ersetzt ist, und gleichzeitig Eurasien wegen all seiner Kriegsverbrechen zu hassen. Es ist die Fähigkeit, zu wissen, dass zwei und zwei fünf ergeben, sobald und solange IngSoc das erfordert. Wahr ist, was alle wissen. Davon geht die Partei aus. Wenn alle denken, dass Ozeanien schon immer mit Eurasien im Krieg war, dann war Ozeanien auch schon immer mit Eurasien im Krieg. Und was alle wissen, das entscheidet die Partei. Wer die Vergangenheit kontrolliert, kontrolliert die Zukunft; wer die Gegenwart kontrolliert, kontrolliert die Vergangenheit.

Orwell schreibt über so viel mehr als nur totale Überwachung und Polizeistaat. In seiner Dystopie finden sich Kritik an Kapitalismus und am Realsozialismus, an Klassenherrschaft und an Zensur. Es geht um Einsamkeit, Liebe, Sex. Aber vor allem geht es um Wahrheit und Wahnsinn. Ist der verrückt, der bedingungslos glaubt, was alle glauben, oder der, der weiß, dass alle außer ihm verrückt sind? Wenn nur wahr ist, woran sich alle erinnern, warum sind dann Fälschungen und DoppelDenken notwendig? Winstons subjektive Erfahrungen sowie die Bücher und Artikel, die er fälscht, sind zwar nicht identisch, aber immerhin eine Erinnerung an die objektive Welt, die die Partei so hartnäckig leugnet. Wenn die Partei eines Tages dafür sorgt, dass niemand sich an ihn erinnert, hat er doch trotzdem existiert. Oder? Auch wenn alle glauben, dass sie in einer befreiten Gesellschaft leben, ändert das nichts daran, dass in der inneren Partei Wein getrunken wird, während die äußere Partei keine scharfen Rasierklingen und die Proles nicht einmal Schuhe haben.

Selbst der Titel scheint daran zu erinnern: Orwell überschreibt seinen Roman über eine Welt ohne sichere Zeitangabe ausgerechnet mit einer Jahreszahl. Als wolle er sagen, dass, auch wenn niemand in Ozeanien sich erinnern, geschweige denn beweisen kann, in welchem Jahr er oder sie lebt, das nichts daran ändert, dass es das Jahr 1984 ist. Nur weil sich nicht mehr feststellen lässt, nur, weil sich nicht beweisen lässt, was die objektive Wahrheit ist, hört diese nicht auf zu existieren. Etwas Anderes zu glauben, ist ein Rückfall in ein idealistisches Weltbild. In das Weltbild von IngSoc, in dem nur wahr ist, was in unseren Köpfen spukt; in dem wahr ist, was wahr gemacht wird. In diesem Sinne: Krieg ist Frieden. Freiheit ist Sklaverei. Ignoranz ist Stärke!

George Orwell 1950:
1984. Ins Deutsche übertragen von Kurt Wagenseil.
Diana Verlag, Stuttgart.
ISBN: 000-000.
383 Seiten. 7,80 Euro.

Zitathinweis: Alison Dorsch: Big Brother is watching You! Erschienen in: Medien und Gegenöffentlichkeit. 41/ 2016, Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1372>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Nicht lesen, nicht träumen, nicht sprechen



Joachim Zelter
Schule der Arbeitslosen
Ein Roman

*In seinem dystopischen Roman von 2006 schildert Zelter ein reales
Horror szenario im Jahr 2016.*

Rezensiert von [Christian Baron](#)

Mit den Todesanzeigen fängt es an: Sie sind der Schlüssel zum Erfolg. Also klatscht Trainer Ansgar Fest seinen Schülern einen Stapel Zeitungen aufs Pult und befiehlt: „Suchen Sie sämtliche Tote, die nach 1970 geboren wurden! Besser noch nach 1975. Suchen Sie!“ (S. 52)

Und wie sie suchen. Sie suchen nach Hinweisen auf Geburtsdaten und nach Berufsbezeichnungen. Sie suchen nach Angehörigen und nach deren Telefonnummern. Sie rufen an und kondolieren. Sie fragen nach dem Arbeitgeber der Toten und bewerben sich initiativ. Jederzeit könnten sie einspringen. Jederzeit, das heißt: sofort. Schließlich sind sie „langzeitarbeitslos“.

Hier im „Sphericon“ will man ihnen Beine machen. In die „stillgelegte Fabrik in einem niedergegangenen Industriegebiet“ (S. 5) verfrachtet die Bundesagentur für Arbeit die als besonders schwierig eingestuften Fälle per Bus. Natürlich ist die Teilnahme freiwillig. Wer jedoch nicht spurt, muss fortan mit Lebensmittelgutscheinen einkaufen. Die Busse zum „Sphericon“, daraus macht das Amt keinen Hehl, dienen als „fahrende Schreckbilder, wenn nicht: Abschreckbilder“ (S. 16). An der Autobahnraststätte sollen die anderen Reisenden den Slogan „Deutschland bewegt sich“ auf dem Bus sehen und die gequälten Gesichter der Erwerbslosen genau in Augenschein nehmen; auf dass sie bloß nie auf die Idee kommen mögen, ihren Job aufzugeben – sei er auch noch so zermürend oder schlecht bezahlt.

Was Joachim Zelter in seinem 2006 erschienenen Roman „Schule der Arbeitslosen“ so satirisch starten lässt, entwickelt sich zu einem Horrorszenario: Wir schreiben das Jahr 2016, und die Digitalisierung der Arbeitswelt schreitet unaufhörlich voran, sodass für viele Arbeiten keine Menschen mehr gebraucht werden. Trotzdem rüttelt der Staat nicht am Dogma der Erwerbsarbeit, wie Fest seinen im „Sphericon“ angekommenen Untergebenen zu Anfang erklärt:

„Die Arbeit verfolgt uns nicht mehr. Wir verfolgen sie. Wir fahnden nach ihr. Mit allen Mitteln. Wie nach einem kostbaren Rohstoff. Oder wie ein Jäger nach Beute. Die eigentliche Arbeit ist heute nicht mehr die Arbeit selbst, sondern die Suche nach Arbeit“ (S. 34).

Arbeit als Selbstzweck: ein Kern der deutschen Kultur. Schon im 16. Jahrhundert war das Arbeitshaus als armenpolitische Maßnahme etabliert. Hier wurden Menschen interniert, um sie einerseits aus dem öffentlichen Bild zu entfernen und andererseits ihre Arbeitskraft effektiver ausbeuten zu können. Armut galt als selbstverschuldet und die Eingliederung in Arbeit darum als Disziplinierungsmaßnahme. Nach ihrer Abschaffung zu Beginn des 20. Jahrhunderts kehrte die Praxis der Arbeitshäuser ab 1933 mit der NS-Diktatur zurück. In Armut lebende Menschen wurden als „asozial“ und „arbeitsscheu“ gebrandmarkt und in Konzentrationslager geschickt, in denen eine

brutale „Umerziehung durch Arbeit“ im Mittelpunkt stand.

Huxley und Orwell beim Marx-Lesekreis

Als erzieherische Arbeitsanstalt begreift sich Anfang des 21. Jahrhunderts auch „Sphericon“. Jeden Tag „um 6 Uhr 15 beginnt das morgendliche Weckprogramm“ (S. 39), anschließend stehen acht Stunden Unterricht in Business-Englisch oder Lebenslaufschreiben an. Je nach Betragen erhalten die Teilnehmenden sogenannte „Bonus Coins“, mit denen sie sich an den Nahrungsmittelautomaten ihr Menü ziehen können. Im Keller stehen Fitnessgeräte, mithilfe derer sich die Trainees fit für die Ausbeutung machen müssen, und es gibt die Konvention des Nachmittagsschläfchens („Power Napping“), das bekleidet auf den Betten (nicht unter der Bettdecke!) zu absolvieren ist.

Im Fernsehraum flimmert immer nur die Serie „Job Quest“ über den Bildschirm, in der Arbeitslose „auf abenteuerlichen Wegen nach Arbeit suchen und sie am Ende auch finden“ (S. 43). Abends wird „das Licht um elf Uhr gelöscht“ (S. 72); jede dritte oder vierte Nacht wird jemand „geweckt, in das Büro der Schulleitung geführt und in simulierten Vorstellungsgesprächen befragt – in stundenlangen Verhören“ (S. 113f.).

Wie jede gute Dystopie, so bläst auch Zelter seine fabulierte Story so stark auf, dass unser Wirklichkeitsabgleich umso leichter gelingt. Er entstellt die Realität bis zur Kenntlichkeit. Sein Roman liest sich so erhellend wie beklemmend, als hätten sich Aldous Huxley und George Orwell im Marx-Lesekreis kennengelernt und unter dem Pseudonym „Joachim Zelter“ eine stilistisch schlanke und atmosphärisch zugespitzte Vision des Grauens aufgeschrieben. Gespenstisch nüchtern schildert der Autor einen Knast, der Individuen zu bloßen Wirtschaftssubjekten degradiert.

Denn der Weg der Internierten zur staatlich gewünschten Unterwerfung läuft im Roman wie in der Realität über existenziellen Zwang. Die Delinquenten heißen im Buch „Trainees“ und beim Jobcenter „Kunden“; in beiden Welten unterschreiben sie eine „Eingliederungsvereinbarung“, und doch sind sie nur Befehlsempfänger, denen nichts bleibt, als die Erwerbsarbeitsideologie bei Strafe ihres jämmerlichen Krepierens hinzunehmen.

Arbeitslosigkeit ist „widernatürlich und unmenschlich“

Mit Roland Bergmann und Karla Meier rückt Zelter zwei Figuren in den Fokus. Sie sind beide Mitte dreißig, sie haben beide studiert und sie sind beide mit der einen oder anderen Lücke zu viel im Lebenslauf angetreten. Da es im Bewerbungstraining nicht um „die Übereinstimmung von Lebenslauf und Lebenswirklichkeit, sondern um innere Stimmigkeit“ (S. 134) geht, werden ihnen arbeitsmarkttaugliche Lückenfüller eingetrichtert. Als die Schulleitung intern eine Trainerstelle ausschreibt und alle Trainees zwingt, sich zu bewerben, da rebelliert zuerst Roland und – nachdem der eingeknickt ist – auch Karla.

Sie gibt nicht nach und wird in den „Verfügungsraum für besondere Verwendungen“ (S. 177) im Keller gesperrt. Jeder Kontakt nach außen wird ihr verweigert, und auch eine vorzeitige Entlassung kommt nicht in Frage. In diesem „Denkraum“ (S. 183) können sie die anderen Trainees beobachten, die für ihren Bewerbungseifer mit zusätzlichen „Bonus Coins“ belohnt werden und verächtlich auf diese Rebellin herabblicken, denn – so Fest – Erwerbsarbeitsverweigerung ist „widernatürlich, unsozial und unmenschlich“ (S. 187).

Wenn Fest in einem seiner finalen Wutanfälle den auch durch den SPD-Politiker Franz Müntefering jahrelang nur allzu gern verwendeten Bibelspruch „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (S. 188) zitiert, dann steuert dieser düstere Roman einer grandiosen Pointe entgegen, die hier natürlich nicht verraten sei. Ansgar Fest steigert sich indes kurz zuvor in einen bitteren Monolog hinein, der die brachiale Sinnlosigkeit und die krankmachende Wirkung des

Erwerbsarbeitszwangs besser auf den Punkt bringt als jede soziologische Abhandlung:

„Kein anderes Wort ist erlaubt, außer arbeitslos! Nicht lesen, nicht träumen, nicht sprechen – sondern arbeitslos: Das ist ein Mensch, dem alles Wesentliche fehlt. Wie ein Mensch ohne Fuß, ohne Augen, ohne Kopf. Ohne Freunde, ohne Herz und Verstand“ (S. 187).

Joachim Zelter 2006:

Schule der Arbeitslosen. Ein Roman. 2. Auflage.

Klöpfer&Meyer, Tübingen.

ISBN: 978-3-937667-71-3.

208 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Christian Baron: Nicht lesen, nicht träumen, nicht sprechen. Erschienen in: Die da unten. 40/ 2016, Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1340>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Mit einem Nagel im Kopf durch Eurasien



Vladimir Sorokin
Telluria

Eine zynische Zukunftsvision, in der die Droge Tellur den Gipfel der Glückseligkeit darstellt.

Rezensiert von [Conrad Rethfeld](#)

„[D]ies sind die drei Bildnisse dreier schicksalhafter Herrscher Russlands, vor euch seht ihr die Drei Großen Glatzen, die drei großen Ritter, die den bösen Drachen vernichtet haben. Der erste von ihnen [...], dieser Verschlagene mit dem Spitzbart, erledigte das Russische Imperium, der zweite, der Brillenträger mit dem Fleck auf der Glatze, zerstörte die UdSSR, und dieser hier mit dem kleinen Kinn richtete das fürchterliche Land namens Russische Föderation zugrunde. Und alle drei Büsten schuf vor sechzig Jahren mein verstorbener Mann, Demokrat, Pazifist, Vegetarier und professioneller Bildhauer, in jenem Sommer, als der Drache Russland endgültig kreperte und für immer aufhörte, seine Bürger zu fressen.“ (S. 343f.)

Seit diesem Sommer ist viel passiert auf dem Gebiet der ehemaligen Russischen Föderation und auch Europa wurde tüchtig umgekrempt. Sorokins Roman Telluria spielt in der nahen Zukunft, irgendwann in der Mitte des 21. Jahrhunderts. Europa befindet sich im Würgegriff islamistischer Invasor_innen und kann sich nur langsam aus diesem befreien. Infolge des Krieges gegen die Wahhabiten zerfällt die Union in eine Vielzahl von Republiken, Königreichen und Fürstentümern. Ähnliches vollzieht sich in Russland: Innere Unruhen und Revolutionen zerreißen auch hier die Föderation und zurück bleibt eine kaleidoskopische Staatenlandschaft, die keine Absurdität auslöst.

Ein Disneyland für linke Tourist_innen

Da gibt es Moskowien, in dem, unter der hirnrissigen Herrschaft eines „aufgeklärt theokratischen Kommunofeudalismus“, von Benzin auf Kartoffelgase umgestellt wurde, deren „zuckrig-modriges Aroma“ ganz Moskau umwölkt. Da gibt es die von russischen Oligarchen gegründete SSSR, die Stalinische Sowjetische Sozialistische Republik, eine Art Disneyland für linke Tourist_innen. Unter Drogeneinfluss wird hier sogar ein persönliches Gespräch mit Stalin höchstselbst versprochen. Und dann wäre da noch Telluria, ein beinahe paradiesischer Bergstaat und Sehnsuchtsort der vielen Unterdrückten, Verfolgten und Desillusionierten. Auf der Suche nach neuen Zielen, Selbstfindung oder erfüllender Glückseligkeit pilgern sie in das Land, in dem die allseits begehrte Droge Tellur abgebaut wird.

Köpfe mit Nägeln machen

„2022 stießen chinesische Archäologen im Gebirge Altai [...] auf einen im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit über einem Vorkommen von gediegen Tellur errichteten zoroastrischen Höhlentempel. [...] Im Inneren der Höhle [...] wurden achtundvierzig Skelette entdeckt, in identischer Haltung mit über der Brust gekreuzten Armen liegend. Ihre Schädel waren sämtlich an einer Stelle von einem kleinen (42 mm) Keil aus reinem Tellur durchbohrt. In einer Altarnische [...] fand man bronzene Hämmer sowie im Halbkreis ausgelegte Tellurkeile. Mit diesen Hämmern waren die Tellurkeile in die Köpfe der achtundvierzig Anwesenden geschlagen worden. Der Zugang zur Höhle war von innen vermauert.“ (S. 229f.)

Ja, die neue Superdroge Tellur wird den User_innen mit einem Hammer durch die Schädeldecke direkt ins Hirn gerammt. Eingeschlagen werden die Nägel von sogenannten Zimmermännern. Leisten diese gute Arbeit, versinkt der oder die User_in in absoluter Euphorie und kann ihre oder seine tiefsten und wahrhaftigsten Wünsche erkunden. Tellur verhilft den orientierungslosen Bewohner_innen des eurasischen Flickenteppichs zu einem neuen Sinn. Einige suchen intellektuelle Erleuchtung, andere erneuern ihre ideologische Verblendung. Selbst ein Gefühl von religiöser Erlösung kann das Tellur wachrufen. So zimmern sich die Menschen eine eigene schöne neue Welt. Einzig die Wahhabiten benötigen kein Tellur, denn der bewaffnete Dschihad ist ihnen Ziel und Erfüllung zugleich. Einen Haken hat die Droge jedoch: Schlägt der Zimmermann den Nagel nicht präzise ein oder zersplittert der Nagel beim Durchbrechen der Schädeldecke, endet der Trip in den meisten Fällen tödlich.

Zersplitternde Vielfalt

Doch allzu sehr nimmt ein solcher Tod die Leser_in nicht mit, denn die Zersplitterung ist in Sorokins Roman sowohl thematisches Kernelement als auch strukturelles Programm. In fünfzig zumeist unzusammenhängenden Episoden wird in grellbunten Farben eine schwindelerregende Zukunftsvision ausgemalt. Diese wird aus ganz unterschiedlichen Perspektiven erzählt: Zwerge, die gemeinsam mit Riesen Schlagringe für den proletarischen Kampf schmieden; schwule westliche Intellektuelle, welche die verführerische östliche Metaphysik erkunden; fanatische Tempelritter, die zum Kreuzflug gegen Islamisten aufbrechen; dem Extremsport frönende Staatspräsidenten; Königinnen, Aussteiger und sogar sprechende künstliche Penisse werden hier zu Protagonist_innen. Dabei ist jede Geschichte in einem anderen Stil verfasst. Es lassen sich Sagen und Märchen finden, die sich mit Gebeten und Propagandatexten abwechseln. Einige Passagen erinnern an das coming-of-age-Genre, andere wiederum an Fantasy. Telluria treibt die Leser_in in seiner überbordenden Vielfalt bis an die Grenzen der Reizüberflutung. Die Figuren bleiben, bis auf wenige Ausnahmen, unzugänglich und kryptisch.

Wer einen klassisch erzählten Roman mit rotem Faden und Spannungsbogen erwartet, wird mit Telluria sicherlich nicht glücklich, dafür bleibt der Collagencharakter des Textes zu sperrig. Hier wird nichts erklärt, nichts ist eindeutig, alles bleibt Spekulation. Die Leser_in wird vollkommen unvorbereitet in die aberwitzige Welt des Textes geworfen. Erst nach etwa der Hälfte des Textes werden Konturen sichtbar, die sich jedoch nie scharf stellen lassen. Telluria ist keine leichte Kost und gegen Ende beginnen sich Thematiken und Stile zu wiederholen. Wer diese Hürden jedoch in Kauf nimmt, wird mit einem ungewöhnlichen Lesevergnügen belohnt, welches der Leser_in kaum Grenzen oder Interpretationszwänge aufdrängt.

Vladimir Sorokin 2015:

Telluria.

Kiepenheuer & Witsch, Köln.

ISBN: 978-3-462-04811-7.

4131 Seiten. 22,99 Euro.

Zitathinweis: Conrad Rethfeld: Mit einem Nagel im Kopf durch Eurasien. Erschienen in: *Antimperialismus global*. 43/ 2017, Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1404>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Düstere Aussichten



Cixin Liu
Spiegel

Ein Science-Fiction-Roman, der von Turbotechnik und totaler Transparenz erzählt und dabei dem gegenwärtigen China den „Spiegel“ vorhält.

Rezensiert von [Stephanie Bremerich](#)

Die chinesische Gegenwartsliteratur taue nichts, behauptete Wolfgang Kubin 2006 und 2007. Der bekannte Sinologe, Übersetzer und Schriftsteller beklagte neben einigen anderen Dingen vor allem einen erschreckenden Mangel an Ernsthaftigkeit. Verantwortlich machte Kubin die zunehmende Kapitalisierung der chinesischen Gesellschaft seit den 1990er Jahren und die Kommerzialisierung des Literaturmarktes.

Im deutschen Feuilleton waren Kubins Ausfälle gegen die als „Müll“ bezeichneten Romane einiger damals populärer, zum Teil international gefeierter chinesischer Gegenwartsauteur_innen wie Zhou Wei Hui („Shanghai Baby“, 1999), Mian Mian („Candy“, 2000) und Jiang Rong („Wolfstotem“, 2004) nur eine Randnotiz. In der chinesischen Literaturszene hingegen hat die so genannte Kubin-Debatte laut der Journalistin Erning Zhu zu einer offenen und selbstkritischen Kontroverse geführt und damit nicht zuletzt die „sich neu herausbildende chinesische Öffentlichkeit beflügelt“ (Zhu 2008).

Und heute? Rund zehn Jahre nach Kubins Tirade hat die chinesische Literatur einen neuen Exportschlager und internationalen Superstar: Cixin Liu. Der ausgebildete Computertechniker und Kraftwerksingenieur ist ein Vertreter der so genannten Hard-Science-Fiction und kann so unterschiedliche Leute wie Denis Scheck, Dietmar Dath, Mark Zuckerberg und Barack Obama zu seinen Fans zählen. Seine Romane, die seit 2014 ins Englische und seit 2016 ins Deutsche übersetzt werden, sind Weltbestseller. Insbesondere die so genannte „Trisolaris“-Trilogie löst derzeit regelrechte Begeisterungstürme in der internationalen Presse aus. Sie handelt von einer bevorstehenden außerirdischen Invasion und verquickt dabei auf über 2.000 Seiten verschiedene Zeiten, Räume, Stimmen und Dimensionen – ein literarischer Koloss, der sich allein in China fast 10 Millionen Mal verkauft hat und an dem sich Amazon bereits für eine Milliarde Dollar die Filmrechte gesichert hat.

Wem für Cixin Lius wuchtiges Alien-Epos die Geduld oder schlicht das Sitzfleisch fehlt, der kann sich mit „Spiegel“ (chin. 2004, dt. 2017) an das Werk des 1963 geborenen Autors herantasten und auf bescheidenen 100 Seiten einen ersten Eindruck bekommen. Und der ist: durchwachsen.

Spiegelsimulationen

Dabei ist die Idee ziemlich gut. Cixin Lius Mini-Roman, der eigentlich eher eine Erzählung ist und dessen deutsche Übersetzung mit einem anregenden Nachwort von Sebastian Pirling versehen ist, spielt in einem China in der nicht allzu fernen Zukunft. Erzählt wird die Geschichte des jungen aufrechten Beamten Song Cheng, der einen umfassenden Korruptionsskandal aufdeckt und dafür

aus dem Verkehr gezogen wird. Unter unwürdigsten Bedingungen harret er im Gefängnis der Dinge; mit seinem Leben hat er bereits abgeschlossen: „Selbst wenn er mit Glück der Todesstrafe entgehen sollte – seine geistige Hinrichtung war schon vollstreckt worden. Er war seelisch tot.“ (S. 18) Doch plötzlich taucht ein rätselhafter Mann namens Bai Bing bei ihm auf, der ebenfalls verfolgt wird und über eine ebenso faszinierende wie verstörende Fähigkeit verfügt: Er sieht und weiß alles. Das liegt an einer Hochleistungsrechenmaschine, die der Entwickler und Spezialist für Simulationssoftware erfunden hat. Sein „Superstringcomputer“, erklärt Bai Bing, verfügt „über eine fast grenzenlose Kapazität, das heißt, er kann den Zustand jedes Elementarteilchens im uns bekannten Universum speichern und berechnen.“ (S. 44) Das Verfahren, die so genannte „Spiegelsimulation“, ist eine „mathematische Spiegelung“ der Realität: eine Art wissenschaftlich fundierte Kaffeesatzleserei, die „den Schleier der Quantenmechanik lüften“ und „mit hundertprozentiger Exaktheit das makroskopische Verhalten ihres Objekts“ (S. 45) abbilden kann. Mit anderen Worten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden simuliert und berechenbar. Bai Bing weiß daher nicht nur, dass Song Cheng auf ganz miese Weise von seinem Vorgesetzten, dem ominösen „Kommandanten“, gelinkt worden ist, sondern auch, was dieser konsequent namenlos bleibende Kommandant und seine Schergen just in diesem Moment vorhaben und wie er sie unter Druck setzen kann.

Tradierte Plotmuster werden von Cixin Liu ebenso aktualisiert wie pulverisiert. Die typische David-gegen-Goliath-Konstellation wird in „Spiegel“ nachgerade umgedreht, insofern es plötzlich der „kleine Mann“ ist, der zum „Big Brother“ wird. Auch die Grenzen zwischen „Gut“ und „Böse“ werden im Verlauf des Romans deutlich verunsichert, wobei sich besonders der Wissenschaftler Bai Bing sowie der undurchsichtige Kommandant als interessante Figuren erweisen.

Kurzweilig langweilig

Das klingt spannend, liest sich aber leider nicht durchweg so. Denn was auf der Ebene des Inhalts originell ist und als Idee überzeugt, wird in formaler Hinsicht überraschend einfalllos heruntererzählt. Relevante Elemente der Geschichte werden über weite Teile nicht als Handlung entfaltet oder ausgeführt, sondern per Figurenrede gleichsam nachgeliefert. Das betrifft vor allem den Beginn des Textes, der mitunter eher wie eine Aufzählung denn wie eine *Erzählung* wirkt und die gesamte Vorgeschichte – Korruption, Konflikt, Intrige – in Bai Bings Bericht auslagert. Dass das vermutlich Teil des Konzeptes ist, insofern die Ausführungen zugleich die Allwissenheit der Supermaschine demonstrieren, macht Bai Bings langatmige Ausführungen nicht weniger, nun ja, langatmig. Der Effekt ist paradox: Denn ein Text, in dem eigentlich viel passiert, erzeugt so bei der Lektüre zunächst den Eindruck, merkwürdig handlungsarm zu sein.

Nach dem etwas schleppenden Einstieg nimmt „Spiegel“ aber an Fahrt auf und steuert auf ein Finale zu, das – so viel sei verraten – einige überraschende Wendungen parat hält und nicht gerade hoffnungsvoll stimmt. Genau hier liegt wiederum die große Stärke des kleinen Buches. Denn wie jede gute Dystopie erschöpft sich auch Cixin Lius düstere Technikvision nicht in literarischer Selbstgenügsamkeit, sondern verbindet Fantastisches und Realistisches und nutzt das Mittel der Science-Fiction, um auf ganz lebensweltliche Problemkonstellationen hinzuweisen.

Cixin Liu erzählt von politischer Kontrolle und männlichen Allmachtfantasien, von Technikfetischismus, totaler Transparenz und dem Willen zum Wissen. Deshalb ist „Spiegel“ letztlich ein unbequemer Text, dessen Titel man programmatisch verstehen darf. Cixin Lius Roman entfaltet eine Zukunftsvision, die zugleich viel über unsere Gegenwart aussagt. Dass Cixin Liu damit auch (und vor allem) im eigenen Land überaus erfolgreich ist („Spiegel“ wurde 2004 mit Chinas wichtigstem Science-Fiction-Preis, dem renommierten Galaxy-Award, ausgezeichnet), kann man für sich sprechen und einfach mal so stehen lassen. Festzuhalten ist, dass man ihm – um zum Abschluss noch einmal auf Wolfgang Kubin zurückzukommen – eines sicher nicht vorwerfen kann: mangelnde Ernsthaftigkeit.

Zusätzlich verwendete Literatur

Erning Zhu: Selbstkritische Literatur-Debatte. Eine aufschlussreiche Erfahrung. In: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 4 (2008), S. 49–51. Online [hier](#).

Cixin Liu 2017:

Spiegel. Übersetzt von: Marc Hermann.

Wilhelm Heyne Verlag, München.

ISBN: 978-3-453-31912-7.

192 Seiten. 9,99 Euro.

Zitathinweis: Stephanie Bremerich: Düstere Aussichten. Erschienen in: China. 49/ 2018, Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1494>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Auf den Trümmern das Paradies!



Mark Fisher

Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?

Wo ist die linke Antwort auf die Krise? Die Flugschrift liefert neuen Treibstoff für desillusionierte Gemüter.

Rezensiert von [Fabian Namberger](#)

Es ist einfacher, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus. Müsste man Mark Fishers Buch „Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?“ auf einen Satz herunterbrechen, an dieser bleischweren Zeile käme man nicht vorbei. Kapitalismus, so die Quintessenz seiner neun kurzen Essays, ist nicht nur eine ausbeuterische Art zu wirtschaften, Kapitalismus ist auch ein kulturelles System, das die Grenzen unserer (individuellen wie auch kollektiven) Vorstellungskraft reguliert. Mit anderen Worten: Wenn es einen Weg aus dem Kapitalismus geben soll, dann müssen nicht nur wirtschaftliche Ausbeutungsverhältnisse überwunden werden, sondern zuallererst auch das, was Fisher kapitalistischen Realismus nennt: Das „weitverbreitete Gefühl, dass der Kapitalismus nicht nur das einzig gültige politische und ökonomische System darstellt, sondern dass es mittlerweile fast unmöglich geworden ist, sich eine kohärente Alternative dazu überhaupt vorzustellen“ (S. 8; Hervorh. i.O.). Was Fisher auf knapp 100 Seiten abliefert, ist eine nüchterne bis geradezu *er-nüchternde* Zeitdiagnose. Schonungslos nimmt sie in den Blick und fordert zugleich heraus, was nie entschlossener in Worte zementiert wurde als in Margaret Thatchers „ewigem“ Mantra des Neoliberalismus: „Es gibt keine Alternative!“

Fisher, geboren im industriegeprägten Norden Englands, war marxistischer Kulturtheoretiker. Daraus dass er seit seiner Jugend unter Depressionen litt, machte er keinen Hehl. Ganz im Gegenteil: Die Individualisierung und Entpolitisierung psychischen Leids im Kapitalismus war wiederkehrendes Thema seiner Bücher und Blogbeiträge (letztere unter dem Pseudonym k-punk). Anfang des Jahres nahm sich Fisher das Leben und setzte damit ein trauriges Ausrufezeichen hinter seine Analyse des kapitalistischen Realismus. Ein Grund mehr (wenn auch ein tragischer), seine Flugschrift umso gründlicher zu lesen.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Das Buch liefert keine Antwort auf die Frage, wie eine Zukunft jenseits des Kapitalismus aussehen könnte. Fisher formuliert keine Lösung, er formuliert ein Problem – allerdings ein wichtiges. Es besteht nicht nur darin, dass die kulturellen Erzeugnisse des kapitalistischen Realismus (Fishers liebste Gefilde sind Film und Musik) uns den Blick auf eine – wie auch immer geartete – postkapitalistische Gesellschaft versperren. Ebenso schwerwiegend ist, dass es immer schwieriger wird, Kapitalismus und Anti-Kapitalismus auseinanderzuhalten. Denn, so Fishers zweiter Befund, die Proteste vergangener Zeiten sind im kapitalistischen Realismus zu *Lifestyles* geworden, die längst stützen, was sie einst in Frage stellten:

„Man muss sich nur die Etablierung von gesetzten ‚alternativen‘ oder ‚unabhängigen‘ kulturellen Zonen anschauen, in denen unaufhörlich alte Gesten der Rebellion oder der Kontroverse so durchgespielt werden, als würde dies zum ersten Mal geschehen. Begriffe wie ‚alternativ‘ oder ‚unabhängig‘ bezeichnen nichts, was außerhalb eines Mainstreams passiert. De facto sind sie die dominanten Stile innerhalb des Mainstreams“ (S. 16).

Kurzum: Der Kapitalismus hat das Versprechen auf eine bessere Zukunft entleert. Während das 20. Jahrhundert noch von der Aussicht auf eine bessere Welt getragen wurde („Russland 1917“, „Frankreich 1968“, „Nicaragua 1978/79“), hat sich der utopische Glaube an ein weltumspannendes, *universales* linkes Projekt heute entweder in bitteren Zynismus oder aber in (wärmende, aber nicht weniger fehlgeleitete) Nostalgie verkehrt. Beides sind „falsche“, wenn auch nachvollziehbare Reaktionen auf ein und dasselbe Dilemma: „Der Kapitalismus bestimmt nahtlos den Horizont des Denkbaren“ (S. 15f.).

Von Occupy...

So frustrierend weitläufig diese Diagnose auch sein mag, Fishers Streifzüge durch die kulturellen Engpässe der Spätmoderne bieten auch wertvolles Material für ganz konkrete Fragen linker Politik und Strategie. Gerade das Nachwort zur deutschen Ausgabe, das im Gegensatz zur englischen Originalausgabe von 2009 die Chance hatte, die Ereignisse der Banken- und Finanzkrise genauer zu reflektieren, wirft einen erhellenden Blick auf die Schwachstellen aber auch Potenziale der Protestformen, die sich im Nachgang der Krise formierten. Sein exemplarisches Beispiel für die gegenwärtige Sackgasse der (radikalen) Linken findet Fisher in der Londoner und New Yorker Occupy Bewegung. Fishers prägnantes Urteil: Obwohl Occupy einen gewissen Hoffnungsschimmer aufrechterhalten konnte, eine wirkliche Herausforderung für den Kapitalismus war die Bewegung nie. Und das vor allem aus zwei Gründen. Zum einen ging es Occupy in erster Linie um die *kurzfristige* Entladung von Protest und Gegenmobilisierung. Das mag für den Moment befreiend gewirkt haben, der langfristige Effekt jedoch blieb marginal:

„Während der Anblick von Menschen, die sich in einem gemeinsamen Raum versammeln, in gewisser Weise für kurze Zeit affektiv aufgeladen sein mag, wird dies nur wenig strategischen Wert haben, wenn dieser Raum nicht dringend notwendig für das Operieren des Kapitals ist“ (S. 108).

Das deutet bereits auf den zweiten Grund hin, den Fisher für das Scheitern von Occupy ausmacht: der Unfähigkeit der Bewegung, Orte zu besetzen, die für das Funktionieren des Kapitalismus unentbehrlich waren. Occupy Wallstreet hatte nie die New Yorker Börse besetzt, sondern lediglich einen Grünstreifen *vor* dem Gebäude. Occupy London wiederum kampierte auf einem unbedeutenden Grundstück nahe der St. Pauls Kathedrale. So symbolisch aufgeladen diese Orte gewesen sein mögen, sie hatten nie etwas mit den tatsächlichen Funktionswegen des Kapitals zu tun, das heute mehr denn je auf globale und lokale Infrastrukturen (Datenströme, Containerhäfen, Logistikzentren und ähnliches) angewiesen ist.

Wovor Fisher am Beispiel von Occupy warnt, ist der weitverbreitete Trend hin zu einem (mehr oder weniger) unreflektierten „Lokalismus“, der die Unmittelbarkeit von Protest (so wichtig und richtig dieser in Zeiten von AfD, Pegida und Co. sein mag) über längerfristige Strategien stellt und ein global agierendes kapitalistisches System damit kaum in Verlegenheit bringt. Diese Tendenz „hin zum Lokalismus ist reaktionär und kontraproduktiv. Es existiert zwar eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit dem Kapitalismus, aber keine vergleichbare Dringlichkeit, sich dabei auf lokale Gemeinschaften zu beschränken“ (S. 109). Die Wortwahl („sich nicht zu *beschränken*“) ist entscheidend: Fisher geht es nicht um eine plumpe Abkehr von lokalen Kämpfen zugunsten globaler und abstrakter Probleme. Der zentrale Fehler von Occupy, so Fisher, lag nicht in der Einnahme einer lokalen Perspektive, sondern in der gleichzeitigen Vernachlässigung globaler Strukturzusammenhänge. Nichtsdestotrotz (oder gerade deswegen) klingt Fishers abschließendes

Resümee zu Occupy dann sogar recht versöhnlich und führt – bezeichnender Weise – zum Ausgangsproblem des kapitalistischen Realismus zurück:

„Falls es zu viel verlangt ist, dass Occupy mit einer funktionsfähigen Vision einer postkapitalistischen Gesellschaft aufwartet, ist es dennoch wichtig, niemals dieses Ziel aus den Augen zu verlieren. Letztlich mag die wichtigste Funktion von Occupy darin bestanden haben, einen Prozess der Regeneration der gesellschaftlichen Vorstellungskraft eingeleitet zu haben. Vor 2008 konnten wir uns keine Alternative zum Kapitalismus vorstellen. Aber Occupy hat uns gezeigt, dass wir uns zumindest wieder vorstellen können, uns diese Alternative vorzustellen“ (S. 110).

...zu den Knotenpunkten des Kapitals

So weit so gut. Aber welche Lehren lassen sich letztendlich aus Occupy ziehen? Hier schlägt Fisher einen Wechsel des politischen Terrains vor. Weg vom tröstenden, aber wenig hilfreichen Lokalismus von Occupy und Co. und hin zu den tatsächlich unentbehrlichen „Knotenpunkten“ des Kapitals. In Fishers Worten:

„Falls das Besetzen von Parks oder des Grundstücks einer Kathedrale nicht die Funktionsweise des transnationalen Kapitals stört, dann sollten wir die Knotenpunkte blockieren, auf die der virtuelle Kapitalismus immer noch angewiesen ist, zum Beispiel Flughäfen und Containerterminals“ (S. 111).

Dass diese und ähnliche Strategien längst aufgegriffen werden, zeigten nicht zuletzt die G20-Proteste inklusive der (zumindest teilweise erfolgreichen) Blockierung des Hamburger Hafens, der zu einem der wichtigsten Umschlagplätze Europas zählt. Allerdings: Eine wichtige Frage, die über Strategien des Blockierens und Zerstörens kapitalistischer Infrastruktur noch weit hinausgeht, lassen solche Aktionen unbeantwortet – nämlich: Wie könnte die bestehende Infrastruktur des Kapitalismus (Datennetze, Hochgeschwindigkeitszüge, Containerhäfen, Flughäfen und vieles mehr) aus ihren kapitalistischen Verwertungszwängen herausgelöst und in eine kommunistische Verwendung überführt werden? Vielleicht, so Fisher, verbirgt sich hinter dieser Frage eine bessere Zukunft, als wir sie uns im Moment noch vorstellen können. Es bräuchte dazu eine (radikale) Linke, die darüber „nachdenkt, auf welchen Wegen das momentane System der Kommunikation, Distribution und Produktion vom Kapitalismus befreit werden könnte“ (S. 112). Eine Linke, mit anderen Worten, die sich die Zukunft zurückholt:

„Anstatt eine trübsinnige, reaktionäre Rückkehr zum Lokalen oder zum Vorkapitalistischen anzubieten, können wir den Kapitalismus als Barbarei betrachten, die den Übergang zum Kommunismus blockiert. Anstatt von den Menschen zu verlangen, die hochtechnisierte Moderne hinter sich zu lassen, sollten wir uns dafür einsetzen, dass der Postkapitalismus alles bieten wird, was die Menschen heute auch nutzen, z.B. Flughäfen, Supermärkte und Cafés – aber in neuen, verbesserten und bislang noch unvorstellbaren Formen“ (S. 112).

Wie gesagt, Fisher liefert keine Lösung, er liefert ein Problem. Jedoch eines, über das es sich nachzudenken lohnt und das – trotz aller Schwierigkeiten – den verdunkelten Horizont des kapitalistischen Realismus wieder etwas aufhellen könnte. Es mag keineswegs ein Zufall sein, dass Fisher gerade am Ende seiner Flugschrift am positivsten klingt.

Mark Fisher 2013:

Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?

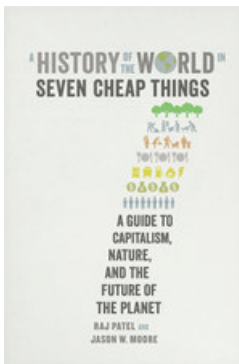
VSA Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-89965-421-9.

120 Seiten. 12,80 Euro.

Zitathinweis: Fabian Namberger: Auf den Trümmern das Paradies! Erschienen in: Autoritär, elitär, reaktionär – die Neue Rechte. 44/ 2017, Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1426>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Erhobener Zeigefinger statt geballter Faust



Jason W. Moore, Raj Patel

A History of the World in Seven Cheap Things

A Guide to Capitalism, Nature, and the Future of the Planet

Das Buch will kapitalismuskritische Anleitung für die Rettung des Planeten sein. Es ist eher ein gut gemeinter Beipackzettel.

Rezensiert von [Anne Engelhardt](#)

Natur, Essen, Arbeit, und Energie. Das sind die „vier billigen Dinge“, die Raj Patel und Jason W. Moore, angelehnt an Moores früheres Buch „Capitalism in the Web of Life“, in ihrem neuen Buch wieder aufgreifen. Wie der Buchtitel schon erwarten lässt, ergänzen sie drei weitere Kategorien: Leben, Sorgearbeit und Geld. Moores Vorgängerwerk wurde an [dieser Stelle](#) bereits ausführlich diskutiert und auch deutlich auf seine theoretischen Schwächen hin abgeklopft. Auch der Nachfolger hat Licht- und Schattenseiten. Es lohnt sich das Buch zu lesen, wenn man Interesse an geoökologischer Kolonial- und Kapitalismusgeschichte sowie sozialen Bewegungen der Neuzeit hat. Für eine fundierte Analyse des heutigen Kapitalismus greift es jedoch zu kurz und kann das Versprechen des englischen Untertitels, „Anleitung zum Kapitalismus, der Natur und der Zukunft des Planeten“ zu sein, kaum einlösen.

Hand- und Kopfarbeit

Im Fokus steht zunächst das Zusammenspiel zwischen Mensch und Natur. Alles, was produziert und verwertet wird, wird von beiden Seiten „koproduziert“. Um das zu untermalen, zeigen die Autoren auf, inwiefern die moderne Fabrik ein industrielles Abbild der Zuckerplantagen Brasiliens ist, inklusive Arbeitsteilung zwischen Geschlechtern und Ethnien, Schichtarbeit, Disziplinierung, Pünktlichkeit und der Zerlegung der Arbeitsschritte in kleinste monotone Abläufe. Auch heute gibt es immer noch einen engen Zusammenhang zwischen den transnationalen Konzernen und den Feldern weltweit. Denn, so die Autoren, „jede globale Fabrik benötigt eine globale Farm“ (S. 107; Übers. Redaktion). Ohne die billigen Arbeitskräfte auf den Feldern und in den Schlachthöfen, welche die nötige schnelle und billige Nahrung für IT-Angestellte und andere Kopfarbeiter*innen liefern, wäre die Just-in-time-Produktion und Wertschöpfung undenkbar.

Diese oft übersehene Verbindung wollen Patel und Moore aufdecken. Sie lehnen sich dabei an die Weltsystemtheorie von Immanuel Wallerstein an, die das Interagieren von kapitalistischen Zentren und deren Peripherie analysiert. Sie stellen heraus, dass Kapitalismus als Wirtschaftssystem nicht nur Teil einer ökologischen Realität ist, sondern selbst eine neue Umwelt erzeugt (und zerstört), die sich über den Planeten erstreckt, Grenzen überwindet und permanent durch die scheinbar unendlichen Kräfte der Akkumulation getrieben ist. Krisen des Systems entstehen dadurch, dass sich an den Grenzen, die es für das System zu überwinden gilt, Konflikte auf tun: „because externalities struck back“ (S. 21). Das „Äußere“ des Kapitalismus, die Peripherie, Natur, das (noch) Nicht-Akkumulierte, das von der Einverleibung bedroht ist, wehrt sich.

Diese Aussage lässt sich so verstehen, dass die Autoren Kämpfe nicht als Teil des Systems

verstehen, die sich aus widersprüchlichen (Klassen-) Kräften und Interessen entwickeln, wie es beispielsweise bei Marx deutlich wird. Vielmehr liegt die Grenze des Konflikts am Rande beziehungsweise außerhalb der Akkumulation und interagiert mit dieser. So gehören Sklavenaufstände und antikoloniale Revolten ebenso zu jenen Kämpfen an der Grenze der Akkumulation wie die ersten Streiks der US-Näher*innen 1824 oder die Aufstände auf den Zuckerplantagen im brasilianischen Bahia 1835. Globale Fabrik und globale Plantage, so Moore und Patel, gehören auch im Widerstand zusammen. Klassengegensätze, die doch für die Überwindung des Kapitalismus entscheidend sind, treten in den Hintergrund.

Dabei liefert das Buch eigentlich sehr gute Hinweise, weshalb die unterschiedlichen Kämpfe der Arbeiter*innenklasse zu Ökologie, Sorgearbeit, Rassismus, Kolonialismus und Arbeitsausbeutung eben gerade nicht getrennt voneinander oder gar gegeneinander agieren müssen. Es fehlt jedoch ein erweiterter Klassenbegriff, der deutlich macht, dass Reproduktionsarbeit, Landarbeit und vieles mehr eben auch direkt oder indirekt das kapitalistische Klassenverhältnis aufrechterhalten.

Warum alles billig sein muss

Wie steht es aber nun um die „sieben billigen Dinge“? Zunächst einmal definieren Patel und Moore das Billigsein als eine Strategie, die vom kapitalistischen System eingeführt wurde, um Krisenerscheinungen zu überstehen. So, wie die „billige“ – oder eher kostenlose – Natur ausgebeutet wird, so wird auch die Herstellung und Verwertung des Geldes, der Arbeit, der Sorgearbeit, des Essens, der Energie und des Lebens mit geringem Gegenwert oder gar nicht entlohnt. Alle Bereiche sind ihrerseits aufeinander angewiesen: Billiges Leben wird zu billigen Arbeitskräften, die von billiger Sorgearbeit und Essen abhängig sind. Kurz: „Capitalism values only what it can count, and it can count only dollars“ (S. 21).

Moore und Patel sehen den Kern von Marx' Kapitalismusanalyse als ein „machtvolles Modell“ von Produktion und Austausch, in dem Kapitalist*innen Arbeitskräfte mit Rohstoffen und Maschinen kombinieren: „If all goes well, there is a profit, which needs then to be reinvested“ (S. 27). Tatsächlich betrachten die beiden Autoren dabei jedoch nur zwei Aspekte des kapitalistischen Systems. Für Marx gab es neben Produktion und dem Austausch aber noch den zentralen Punkt der Zirkulation, den er insbesondere im zweiten und dritten Band des „Kapitals“ analysiert und auch in seinen Grundrissen vorstellt. Die entscheidende Frage damals (wie heute): Was passiert, wenn eben nicht alles glatt läuft?

Wo Marx schon weiter war

Ein Aspekt ist die wachsende Produktivität, die durch die Entwicklung der Technologie, die Ausweitung von Märkten über immer weitere Räume, durch das Zusammenziehen von Arbeitskräften und vor allem durch den ständigen Fall der Transportkosten ermöglicht wird. Marx beschreibt die fortschreitende Entwicklung der Transport- und Kommunikationstechnik, die die Ausdehnung der Märkte erst ermöglicht, als „Vernichtung des Raums durch die Zeit“ (Marx 1967, S. 423). Durch die wachsende Geschwindigkeit der großen Kapitalzirkulation entstehen einerseits Kapitalzentren, andererseits muss Raum jedoch überwunden werden, um den Markt oder die Produktionsstätten oder die Konsumtionsstätten zu erreichen. Je schneller die Kapitalzirkulation, desto mehr verliert räumliche Distanz an Bedeutung.

Auf der anderen Seite steht die „kleine Zirkulation“, die Marx in den Grundrissen beschreibt und die die Auszahlung des Lohns zur Reproduktion der Arbeitskraft meint. Diese Zirkulation ist jedoch nicht klein, weil hier weniger Geld eingesetzt wird oder Essensunternehmen keinen großen Gewinn erwirtschaften würden, sondern weil die Zeit, in der die Ware Essen erst erstellt und dann konsumiert wird, wesentlich kürzer ist als der Bau von Bahnhöfen oder Flughäfen. Der Umstand der Geschwindigkeit beziehungsweise der verschiedenen Umschlagszeit, der erst den unterschiedlichen Waren erlaubt, „billig“ zu sein, wird bei Patel und Moore leider unterschätzt

oder gar nicht berücksichtigt. Bei Marx sind die sozialen Kämpfe also systemimmanent gedacht und können somit systemsprengend sein. Sie finden nicht (nur), wie bei Patel und Moore, an den Grenzen der Akkumulation statt.

Während bereits viele Arbeiten Rosa Luxemburgs oder auch David Harveys auf dem zweiten Band des „Kapitals“ fußen, bleiben Patel und Moores Ausführungen hinter diesem Werk und dem darin entfalteten Wissen um die „Gesetze“ der Kapitalzirkulation zurück. Sie begrenzen sich dadurch selbst. Trotz der wirklich informativen Punkte, die in dem Buch zusammengetragen werden – Woher kommen die Wörter „Sklave“ oder „Dollar“? Worin besteht der Zusammenhang zwischen Erderwärmung und Kolonialismus? – liefert das Werk auf theoretischer Grundlage wenig Neues.

Zusätzlich verwendete Literatur

Marx, Karl (1967 [1850-1859]): Grundrisse der politischen Ökonomie. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.

Jason W. Moore Raj Patel 2018:

A History of the World in Seven Cheap Things. A Guide to Capitalism, Nature, and the Future of the Planet.

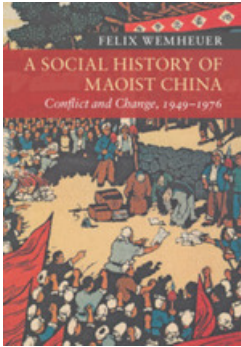
University of California Press, Oakland.

ISBN: 9780520299931.

312 Seiten. 23,99 Euro.

Zitathinweis: Anne Engelhardt: Erhobener Zeigefinger statt geballter Faust. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1559>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Chinesischer Wandel



Felix Wemheuer
A Social History of Maoist China
Conflict and Change, 1949–1976

Eine neue Einführung erklärt uns die Volksrepublik China als gnadenlos gescheiterten Versuch, die befreite Gesellschaft in wenigen Jahren zu erzwingen.

Rezensiert von [Alexander Schröder](#)

Dem Kölner Sinologen Felix Wemheuer ist mit seinem neuesten Buch eine Sozialgeschichte der frühen Volksrepublik China (1949–1976) gelungen, die nicht nur in das Land einführt, sondern auch leserfreundlich geschrieben ist. Das im März 2019 erschienene Buch „A Social History of Maoist China“ ist ein zeitlich gegliederter Überblick, der uns entlang von staatlicher Politik und heftigen Konflikten verschafft wird.

Neuer Ansatz in der Chinaforschung?

Das Buch betrachtet das Land aus einer unüblichen Perspektive: Der Autor verwendet den Ansatz des Intersektionalismus. Damit versucht er, den Blick auf die besonders und mehrfach Unterdrückten zu richten. Die verschiedensten Unterdrückungen sollen in ihrem organischen Zusammenhang betrachtet werden. Das Buch wird diesem Anspruch nur teilweise gerecht.

Der Fokus auf die Begriffe Klasse, Gender, Ethnie und das Stadt-Land-Gefälle bringt Vor- und Nachteile mit sich. Die Frage ist, was man damit macht: Wemheuer hat sich entschieden, damit eine kollektive Leidensgeschichte und eine Geschichte voll von überambitionierten Plänen, Irrungen und Konflikten zu schreiben. Jedes Kapitel wird mit Einzelschicksalen eingeleitet. Wir erfahren einiges über Biografien, in denen es zu großem Leid kam. Unter der Führung durch die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) wurden Menschen demnach deswegen diskriminiert, weil sie Kinder eines Großgrundbesitzers waren, weil sie ungerechte Politik gegenüber Bauern kritisiert hatten und als Konterrevolutionäre galten oder weil sie ein Vielparteiensystem nach westlichem Vorbild forderten und als Rechtsabweichler abgestempelt wurden. Besonders das maoistische Klassifizierungssystem wird scharf unter die Lupe genommen und im Kern als unfair und problematisch herausgearbeitet.

In den Kapiteln wird zwar auf die größeren Hintergründe eingegangen. Man erfährt viel über die Zusammenhänge von gesellschaftlichen Herausforderungen und Lösungsansätzen durch die KPCh, die oft nachvollziehbar werden. Die Entscheidungen von oben werden dabei immer mit dem bitteren Kämpfen von unten kontrastiert. Aber jedes Kapitel veranschaulicht letztlich das Versagen der KP Chinas anhand leidvoller und chaotisch abgelaufener Biografien.

Fallstricke sozialistischer Experimente

Wemheuer ist der führende deutsche Experte zur Hungersnot im sogenannten „Großen Sprung nach vorn“. Das ist dem Buch anzumerken. Seine Diskussion der Errungenschaften und Fallstricke der maoistischen Epoche ist von der Hungersnot ab den späten 1950er Jahren überschattet. Er diskutiert die Einschätzungen von Forscher*innen, die von mindestens 15 bis maximal 40

Millionen Hungertoten ausgehen. Wemheuer selbst geht von dutzenden Millionen Toten aus, obwohl es keine verlässlichen Zahlen gibt.

Die Ursachen der Katastrophe erkennt er vor allem im Staatsapparat, denn dieser habe die völlige Kontrolle über die Nahrungsmittelverteilung erzwungen und die Bedürfnisse der Bauernschaft ignoriert. Mao selbst sei eine Mitschuld zuzuweisen, denn er habe viel zu spät auf Berichte über Hungersnöte reagiert und lokalen Behörden Angst eingejagt. Gleichzeitig wird die Korruption lokaler Kader dargestellt, die ihre Macht missbraucht haben. Wir erfahren, dass die einfachen Menschen Überlebensstrategien entwickelten, die von Diebstahl über verfrühte Ernte und Bestechung bis hin zu Prostitution und Kannibalismus reichten. Sie taten alles, um den Hunger zu überleben.

Auch die Jahre bis zu Maos Tod (1976) werden als Verirrungen begriffen. Die KP Chinas habe eine Krise nach der anderen verschuldet. Die „Kulturrevolution“ (1966–1976) wird ganz zu Recht als komplexe Periode dargestellt, in der verschiedene Fraktionen ihre Interessen aushandelten. Wichtige Diskussionen und Konflikte dieser Zeit werden zumindest angerissen. Aber auf die wachsende Ungleichheit und die ausufernden Privilegien der Bürokratie wird zu wenig eingegangen, um die Rebellion der Massen verständlich zu machen. Ein intersektionaler Blick könnte an dieser Stelle wesentlich mehr leisten.

Kaum konkrete Errungenschaften?

Wemheuer versucht in einem winzigen Abschnitt, einige Erfolge des Sozialismus zu würdigen. Der Versuch bleibt holprig. Es werden zwar bedeutende Verbesserungen für die Bevölkerung rein statistisch beziffert, etwa das Anwachsen der Lebenserwartung, der Alphabetisierungsrate, der Einschulungsrate und der medizinischen Grundversorgung. Die Verhinderung von städtischen Slums, die Schaffung eines sozialistischen staatlichen Sektors (Stichwort „Eiserne Reisschale“), größere Beteiligung von Frauen und ethnischen Minderheiten am öffentlichen Leben sowie die landwirtschaftliche und industrielle Modernisierung werden diskutiert. Auch rasche wissenschaftliche Errungenschaften – gerade auch in der gerne dämonisierten „Kulturrevolution“ – werden erwähnt.

Aber die entscheidenden Tatsachen, dass mit der Revolution hunderte Millionen von Menschen erstmals ein sicheres Einkommen und ernsthafte Aufstiegschancen genießen konnten; dass ihnen erstmals eine Stimme und politische Mitsprache ermöglicht wurde; dass die Ausbeutung in der Privatwirtschaft ein Ende nahm; dass die Unterwerfung im privaten Haushalt ernsthaft herausgefordert wurde; dass die körperlich tätige Mehrheit gegenüber den reichen und gebildeten Eliten erstmals in der Geschichte aufgewertet wurde; dass Tibet von einer feudalen Theokratie befreit wurde; Mädchen und Frauen vom brutalen Füßebinden und vom Menschenhandel – all das erscheint in dieser Darstellung merkwürdigerweise als nebensächlich.

Ein einäugiger Blick nach unten

Wemheuers Sozialgeschichte Chinas unter Mao ist eine gute Einführung. Leider bleibt es eine sehr selektive Darstellung. Die Betonung liegt auf den Grausamkeiten des Sozialismus. Das Problem dieser Darstellung ist, dass sie die Leidtragenden fest im Blick behält, während sie die viel zahlreicheren Menschen, welche die Revolution als Befreiung erlebt haben, aus dem Blick verliert.

Der Autor stellt zudem die Befreiung und Ermächtigung von Frauen, Arbeiter*innen, Bäuer*innen, Ethnien abstrakt dar, während er Konflikte mit dem Staat konkret und anschaulich macht. Die Menschen werden uns daher als Opfer und Gegner des Staates präsentiert. Dabei wurde die Volksrepublik von diesen Menschen nicht nur in Jahrzehnten des Bürgerkriegs erkämpft, sondern zunehmend auch von ihnen geleitet. Die Aufwärtsmobilität in China war ohne Gleichen. Viele Kader*innen stammten aus der Masse der Bauern- und Arbeiterschaft, deren Interessenvertretung

erst mit der „demokratischen Diktatur des Volkes“ möglich wurde. Insgesamt würdigt das Buch diesen Hintergrund nicht ausreichend. Eine Schwerpunktverschiebung hin zu den aktiven Unterstützer*innen und unzähligen Begünstigten der Revolution hätte dem intersektionalen Ansatz des Buches gut getan. Denn ohne deren Beweggründe ist der Blick nach unten auf einem Auge blind und daher unausgeglichen.

Felix Wemheuer 2019:

A Social History of Maoist China. Conflict and Change, 1949–1976.

Cambridge University Press.

ISBN: 9781316421826.

346 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Alexander Schröder: Chinesischer Wandel. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1560>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Im Fegefeuer der Konsumgeilheiten



Markus Metz, Georg Seeßlen
Kapitalistischer (Sur)realismus
Neoliberalismus als Ästhetik

Niemand beschreibt die Hölle spätkapitalistischen Retro- und Individualkonsums besser als Metz und Seeßlen. Schade nur, dass sie keinen Ausweg aus ihr finden.

Rezensiert von [Kevin Grünstein](#)

Stellt euch vor, Menschen im 21. Jahrhundert kaufen recyclete Plastiktütenkleider („Trashion“) und Pullis von ehemaligen Nazi-Labels, sie hören ABBA, suchen Vintage-Schnäppchen auf eBay, Gartenartikel, DVDs und Eventgadgets (Deutschlandfahnen) im 1€-Laden, sie sammeln auf Flohmärkten „Dinge, die die Spuren ihres Gebrauchs tragen, eine Geschichte, ein Leben“ (S. 275); Sie verzögern überbeuerte Großbauprojekte, suchen ihre Sinnlichkeit bei Hornbach, verbinden Nationalismus mit Fairtrade, kochen im Thermomix, bilden sich durch Sneaker und ihre eigene Röstkaffeemischung Lebenswelten, berichten davon in Shopping-Hauls auf YouTube, machen Urlaub auf Kreuzfahrtschiffen, die mit den Looney Tunes besprüht sind; Sie spielen auf Proll-Ästhetik und Porsche, verbinden Luxus mit Askese, betreiben Distinktion durch Konsum, sie finden Geiz geil, sie glauben nicht an den ehrlichen Karriereaufstieg, sondern an den dreisten Coup, sie verkaufen Gastfreundschaft bei Airbnb und Uber, sie verhöhnen Verlierer in Castingshows, sie machen Demokratie zur fragmentarischen Nachricht, begegnen Hysterisierung und Gewöhnung „beinahe schon in Echtzeit“ (S. 165); sie wählen Trump, sie sind abgeklärt, sie leben die Widersprüche aus und verbinden jedes Zeichen mit jedem anderen.

Die aktuellen Kulturprodukte und ihre Ästhetik, so Markus Metz und Georg Seeßlen, sind die weithin sichtbare nihilistische Phase des Spätkapitalismus.

„So sieht es wohl aus: Der Neoliberalismus, der als ‚Heilslehre‘ des Kapitalismus begann, als große Erzählung von Erfolg, Glück und Frieden, hat, als er sich vielleicht radikaler verwirklichte als ursprünglich gedacht, alle seine Versprechungen gebrochen und die meisten von ihnen in ihr exaktes Gegenteil verkehrt. Aus der Utopie eines freien Marktes, der wirklich alles regelt, der der Menschheit [...] immerwährenden Fortschritt bringt, wurde ein apokalyptisches Desaster, in dem das Weitermachen sich nicht mehr durch Hoffnungen, sondern nur noch durch Ängste erklärt. [...] Aber dieser Neoliberalismus, der keine Zukunft mehr verspricht, sondern totale Gegenwart erzeugt, ist [...] so sehr mit Mythos, Lust und Ästhetik aufgeladen, dass er sich ‚ernsthafter‘ Kritik widersetzt. Eben dies ist der Augenblick, da der kapitalistische Realismus durch den kapitalistischen Surrealismus ersetzt wird“ (S. 54f.).

Der Schwindel des Spätkapitalismus

Um den Spätkapitalismus ins Bild zu setzen, ziehen Metz und Seeßlen so ziemlich alle Register der kulturkritischen Beschreibung. Schlag auf Schlag, von Seite zu Seite verbinden sie die unmöglichsten Zeichen und Phänomene. Sie betrachten Logos, Marken und politische Nachrichten als Events, die in Endlichkeit, Ent-Politisierung, Fetischisierung und Apokalypse untergehen, um nichts als „Müll und Ruine“ (S. 113) zu hinterlassen. Sie erkennen die ästhetische Angleichung der

ökonomischen Upper-Class mit dem Prekariat in den TV-Shows der Geissens und Daniela Katzenbergers. Sie hinterfragen die Abkehr vom Anhäufen hin zum Tauschen und Teilen in der Sharing Economy. Sie deuten Konsument*innen in ihrem karrierebesorgten Wesen, in ihrer Kunden- und ihrer Klassenidentität als dreifach gebrochene Subjekte. Die Assoziations- und Verknüpfungsfähigkeit der Autoren ist schwindelerregend.

In der Figur des kapitalistischen Surrealisten bündelt das Buch dann alle kultursoziologischen Stränge. Dabei verbinden Metz und Seeßlen die fatalistische Hyperrealität Jean Baudrillards mit Roland Barthes' „Mythen des Alltags“, weiter mit Mark Fishers „Kapitalistischem Realismus“ ([kritisch-lesen.de #44](http://kritisch-lesen.de/#44)) und mit dem von Andreas Reckwitz' erkannten Imperativ zum kreativen Subjekt. Eigentlich sind die Aussagen darüber, dass der Kapitalismus sich über die Kreativität „noch stets seine Antipoden, seine kulturellen Abfallprodukte, seine Kritiker zurück ins Boot [holt]“ (S. 75), nichts Besonderes. Doch die Gesamtdiagnose über die zynische Denkweise im Neoliberalismus ist selten so pointiert aufgeschrieben worden:

„Die Erzählweise des kapitalistischen Surrealismus ist ‚noir‘. Sie handelt, wie der Hardboiled-Krimi oder der Film noir, von autonomen, sarkastischen und verletzten Menschen in einer unrettbaren Welt, in einer Welt, die, genauer gesagt, nur die Hölle sein kann. Das ist auch dem individuellen Vertreter des kapitalistischen Surrealismus vollkommen klar: dass er sich nicht in einem Paradies, nicht einmal im Jammertal einer weltlichen Realität (der aufgeschobenen Belohnung), sondern ganz direkt und buchstäblich in der Hölle befindet. Und wenn der Kapitalismus nicht die Natur, sondern die Hölle ist, werden Opposition und Alternative nicht weniger obsolet. Die Anzahl jener, die sich aus der Hölle befreit haben, ist sehr, sehr begrenzt. Das Höllen-Bild für den Kapitalismus ist mithin beinahe noch zwingender als das ‚Natur‘-Bild. Wenn wir alle in der Hölle sind, ist es nicht verkehrt, mit den Teufeln zu paktieren“ (S. 99).

Wo geht's hier eigentlich raus?

Anhand dieses Höllen-Bildes erkennt man, warum die Lektüre ernüchtern muss. „Bis auf Weiteres“, dem bezeichnend orientierungslosen letzten Satz des Buchs, kommt es nicht über die brillante Zustandsbeschreibung hinaus (überhaupt hat man das Gefühl, die Autoren würden gerne noch viel mehr Artefakte aufzählen, müssten sie nicht fürchten, das bereits Aufgezählte wäre bis zur Buchveröffentlichung schon wieder outdated und nicht mehr der Rede wert). Indem sie allein die Fatalität und Ausweglosigkeit kultureller Subversion beschreiben, bleibt ihre Argumentation dem Blick des stets maskulin beschriebenen kapitalistischen Surrealisten verhaftet: Seine Höllen-Ideologie verkehrt sich zur gesellschaftstheoretischen Tatsache. Dabei müssten Metz und Seeßlen erkennen, dass ihre Figur selten ein wahrhaftig umherwandelnder Typ ist. Vom Hipster sagen sie explizit: „So leicht der Typus sich beschreiben (und hassen) lässt, so schwer ist es, einen konkreten Hipster zu nennen, der alle die ihm zugeschriebenen Eigenschaften bzw. das Fehlen von Eigenschaften auch wirklich aufweist“ (S. 251). Kein Wunder, dass die passendsten Beispiele für kapitalistische Surrealisten aus der Popkultur kommen: Neben Donald Trump immer wieder American Psycho, Gordon Gekko aus Wall Street, Heath Ledgers „Some people just want to watch the world burn“-Joker. Ob Trump oder Filmantagonist: es gibt ein Außen, selbst wenn es sich erst bilden muss. Um es mit Madame Gandhi zu sagen: The Future is Female.

Das Gespann Markus Metz/Georg Seeßlen sind Deutschlands beste Mythologen. Genau deshalb bleiben beide an die kapitalistische Hölle gekettet. „Der Mythologe“, wie Roland Barthes festhält, „ist dazu verurteilt, eine rein theoretische Gemeinsamkeit zu leben. [...] Sein Verhältnis zur Welt ist sarkastisch“ (Barthes 1964: S. 149). Die Mythologen haben die Welt bisher unheimlich geil interpretiert, aber ach, es kömmt drauf an, sie... Ihr wisst schon. Nur wie, diese Frage kann das Buch nicht einmal stellen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Roland Barthes (1964): Mythen des Alltags. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main.

Markus Metz Georg Seeßlen 2018:

Kapitalistischer (Sur)realismus. Neoliberalismus als Ästhetik.

Bertz + Fischer, Berlin.

300 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Kevin Grünstein: Im Fegefeuer der Konsumgeilheiten. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1561>.
Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Wie den Rechtsruck stoppen?



Sebastian Friedrich

Die AfD

Analysen – Hintergründe – Kontroversen

Über den neu aufgelegten Debattenbeitrag zu Organisation, Inhalt und Schwachstellen der AfD.

Rezensiert von [Christoph Zeevaert](#)

Im Oktober 2017 erschien bei [kritisch-lesen.de](#) eine Rezension zur ersten Auflage von Sebastian Friedrichs Buch „Die AfD – Analysen, Hintergründe, Kontroversen“. Sie erschien kurz nach der Bundestagswahl, bei der es der AfD gelang, mit 12,6 Prozent als stärkste Oppositionskraft in den Bundestag einzuziehen. Seitdem ist einiges geschehen und die Normalisierungsstrategie der AfD scheint voll und ganz aufzugehen. Nach dem die EU-Wahl für die AfD eher unspektakulär lief, finden nun die Vorbereitungen für die – aus Parteiperspektive – wichtigeren Wahlen in diesem Jahr statt: Bei der Landtagswahl im September hat die AfD gute Chancen, die stärkste Kraft zu werden. Die sächsische CDU hat in vorauseilemdem Gehorsam schon jetzt öffentlich gemacht, dass eine schwarz-blaue – oder möglicherweise blau-schwarze – Machtoption durchaus denkbar wäre.

Friedrichs neu aufgelegtes Buch „Die AfD – Analysen, Hintergründe, Kontroversen“ setzt sich mit dem Aufstieg und Wandel der Partei, ihrem ideologischen Gerüst und ihrer organisatorischen Verfasstheit auseinander. Außerdem stellt Friedrich einige Überlegungen an, wie linke Strategien gegen das rechte Hegemonieprojekt aussehen könnten, was diese mit Klassenpolitik zu tun haben und wieso die politische „Mitte“ dabei kein Verbündeter ist.

Von der professoralen Anti-Euro-Partei zum organisatorischen Rückgrat des deutschen Rechtsrucks

Vor allem Friedrichs Ausführungen zum Werdegang der AfD sind eindrücklich und präzise. Er schafft es herzuleiten, wie die AfD den Wandel von einer elitären, neokonservativen Wirtschaftspartei zur Vereinigungsbewegung der deutschen Rechten vollzog. Dabei gelingt es ihm, Zäsuren in der Parteigeschichte auszumachen und Bruchlinien anhand von Parteitag, Wahlen et cetera nachvollziehbar herauszuarbeiten. Der offensichtliche programmatische Wandel der Partei seit 2013 ist greifbar und plastisch.

Die historisch-politische Analyse verbindet er mit einer Einordnung des rechten Projekts in die gegenwärtige Krise der kapitalistischen Gesellschaft. Dabei stellt Friedrich richtigerweise den Punkt heraus, dass die AfD nicht als tatsächliche Alternative zum krisenhaften Neoliberalismus antritt, sondern als dessen Ergänzung. Sie ergänzt die Kategorien, in denen der Kapitalismus zwischen Gewinner*innen und Verlierer*innen unterscheidet, zum Beispiel um die der Herkunft. Es geht der AfD nicht darum, eine Gesellschaft einzurichten, die Konkurrenz und Leistungszwang abschafft, sondern nur darum, die Konkurrenzverhältnisse so zu organisieren, dass die jeweils anderen im Kampf um den künstlich knappen Reichtum untergehen.

Die „Flügel“ des Reichsadlers

Bei der Beschäftigung mit den unterschiedlichen Fraktionen der AfD differenziert Friedrich zwischen drei Lagern innerhalb der Partei: den Nationalkonservativen, den Nationalliberalen und den Völkischen. Diese Kategorisierung bildet für ihn keine inhaltlichen Konfliktlinien ab, sondern vielmehr strategische. Er stellt heraus, inwiefern diese unterschiedlichen Machtblöcke innerhalb der Partei unterschiedliche Ansprüche in der Praxis haben, inhaltlich aber durch einen Konsens geeint werden. Dieser Umstand wird immer wieder eindrucksvoll durch die Fluidität dieser „Flügel“ bewiesen, so beispielsweise zu sehen am parteiinternen Opportunismus eines Jörg Meuthen.

Trotzdem drängt sich das Gefühl auf, Friedrich sei dem Sprech der Partei von – auch inhaltlich – konkurrierenden Flügeln ein Stück weit auf den Leim gegangen, wenn er von einer Auseinandersetzung zwischen „Gemäßigte[n] vs. Rechtsaußen“ (S. 90) spricht.

Die nationale Antwort auf die soziale Frage

Friedrich widmet sich unter anderem auch der Frage, was die AfD eigentlich auf sozialpolitischer Ebene anzubieten hat. Die Verwerfungen in dieser Gesellschaft, die zwischen Besitzenden und Nicht-Besitzenden – also zwischen oben und unten – stattfinden, deutet die AfD um und überformt sie national, sie schafft also eine Differenzierung zwischen innen und außen: „Anstelle des vertikalen Konflikts zwischen Arm und Reich trete – so die Behauptung der Rechten – der horizontale entlang der Zugehörigkeit zur Nation“ (S. 138). Dabei adressiert die Partei ganz bewusst die deutsche Arbeiter*innenschaft und versucht einen Interessensgegensatz zwischen ihnen und migrantischen Lohnarbeiter*innen zu konstruieren.

Friedrich stellt heraus, dass das rechte Erfolgsrezept vor allem aus dem Aufeinandertreffen von Ressentiment und berechtigter Abstiegsangst besteht. Das macht auch nachvollziehbar, weshalb autoritäre Politikentwürfe in genau den Zeiten Rückenwind bekommen, in denen die Krisenhaftigkeit des Kapitalismus spürbar wird und die Einschlüge näherkommen.

Klassenpolitik versus Antifa?

Im letzten Abschnitt des Buches setzt sich Friedrich mit potentiellen Strategien gegen die autoritäre Formierung auseinander. Dabei macht er klar, dass die sogenannte demokratische Mitte nicht unbedingt als Verbündete taugt, da sie keine glaubhafte Antwort auf die Krisen des Kapitalismus abseits des neoliberalen „Weiter-So“ bereithält. Vielmehr gilt es, eine gegenhegemoniale linke Erzählung aufzubauen und diese mit einer glaubhaften Klassenpolitik zu kombinieren.

Nach der Devise „Angriff ist die beste Verteidigung“ fordert Friedrich, sich von reaktiven Antifa-Strategien zu verabschieden und stattdessen voll und ganz auf das eigene linke Projekt zu setzen. „Pläne, die zum Ziel haben, die Rechten zu ‚verhindern‘, sind daher zum Scheitern verurteilt – und wenig substanziell, weil sie keine Antworten auf die gesellschaftlichen Fragen geben.“ (S. 151)

So wünschenswert auch eine starke linke Gegenerzählung sein mag und so wichtig es ist, sich aus der Defensive herauszulösen, so weit geht diese Einschätzung Friedrichs auch an der Realität vorbei. Antifa-Strategien, die das einfache Gegenhalten mit einer gesellschaftlichen Einbettung des Rechtsrucks in die gesellschaftlichen Zusammenhänge verbinden, haben seit der Parteigründung maßgeblich dazu beigetragen, die Normalisierung der AfD als „ganz normale Partei“ zu behindern, ihr Stigma hält sich hartnäckig. Die Kampagne „Nationalismus ist keine Alternative“ macht's vor: Analyse, Konfrontation und non-platforming kombiniert mit einer starken Aufbereitung in den sozialen Medien. Eine Art linker Politik, die sich nicht an Rechten abarbeitet, sondern versucht, eigene Strukturen aufzubauen und über ihren Tellerrand hinaus zu schauen, muss unser Ziel sein und gilt für gewisse Metropolen auch schon heute. Das lässt sich aber nur mit und nicht gegen eine Antifa-Strategie auf Höhe des 21. Jahrhunderts diskutieren.

Das rechte Projekt kann nur durch ein Zusammenspiel ständiger Konfrontation und dem gleichzeitigen Entwickeln glaubhafter und parteiischer Klassenpolitik in die Schranken gewiesen werden. Diese strategischen Elemente gilt es zu kombinieren und miteinander zu verbinden, statt sie gegeneinander zu diskutieren!

Sebastian Friedrich 2019:

Die AfD. Analysen – Hintergründe – Kontroversen. 3. Auflage.

Bertz+Fischer, Berlin.

ISBN: 978-3-86505-753-2.

200 Seiten. 8,00 Euro.

Zitathinweis: Christoph Zeevaert: Wie den Rechtsruck stoppen? Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1564>.
Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Feindbild Feminismus



Rebekka Blum

Angst um die Vormachtstellung

Zum Begriff und zur Geschichte des deutschen Antifeminismus

Antifeminismus ist ein zentrales Motiv konservativer bis rechter Politik. Aber was ist darunter eigentlich genau zu verstehen?

Rezensiert von [Emanuel Löffler](#)

Antifeminismus ist ein verdachtsregend selbsterklärender Begriff. Na klar: antifeministisch ist, was sich gegen Feminismus oder feministische Positionen richtet. Aber da Feminismus selbst schon eine Bezeichnung vielseitiger, teilweise sehr unterschiedlicher Strömungen ist, die sich in ihren Ansichten alles andere als einig sind, kann nicht ganz einfach auf deren Gegenteil geschlossen werden um zu verstehen, was ein antifeministisches Weltbild ausmacht.

Rebekka Blum widmet sich in „Angst um die Vormachtstellung“ den verschiedenen Aspekten des Antifeminismus: AkteurInnen und Strömungen, Diskursstrategien, zeitlichen Phasen seiner starken öffentlichen Präsenz und auch Erklärungsansätzen für seinen Erfolg. Blums Arbeit greift hierzu eine Vielzahl von Untersuchungen zu Antifeminismus auf, von denen die meisten eine klare Definition des Begriffs bisher auslassen. Mit der anfänglichen begrifflichen Einschränkung von Antifeminismus als einer Position, von der aus „keine inhaltlich-kritische Auseinandersetzung mit Feminismus stattfindet und eine pauschale Homogenisierung vorgenommen wird, mit dem Ziel diesen abzuwehren“ (S. 14), leitet sie aus der bestehenden Literatur zum Thema eine weiter reichende Definition ab. Diese soll zeigen, dass Antifeminismus zwar wandlungsfähig und vielseitig ist, sich über seine mehr als hundertjährige Geschichte hinweg aber auf einige zentrale Motive reduzieren lässt.

Rückzugskämpfe oder Angriff?

Betrachtet man die Errungenschaften der Frauenbewegungen in Deutschland, kann Antifeminismus wie der verzweifelte Versuch Ewiggestriger wirken, die Zeit zurückzudrehen. Und so ganz fern vom Selbstverständnis einiger antifeministischer Positionen scheint diese Einschätzung auch nicht zu liegen. Etwa im Fall der maskulinistischen Strömung, die Blum neben neoliberalen, konservativ bis reaktionären AutorInnen, christlich-fundamentalistischen und (extrem) rechten Figuren als wichtige Strömung des Antifeminismus ausmacht. Für Maskulinisten, wie sie sich beispielsweise bei WikiMANNia tummeln, seien oftmals „persönliche Erfahrungen wie Scheidungen mit anschließenden Sorgerechtsstreits“ (S. 68) Auslöser ihres Engagements, wobei sie sich Überzeugungen aneignen wie die, „dass Männer im Zuge eines Staatsfeminismus mittlerweile in der Arbeitswelt, der Bildung, im Gesundheitssektor und im Scheidungsrecht benachteiligt seien“ (S. 87). Oft handelt es sich hierbei um gesellschaftliche Verlierer, deren ideologische Verbindungslinien zu gewaltverherrlichenden Strömungen wie etwa den Incels – einer ausgeprägt frauenverachtenden Internetsubkultur, die in den letzten Jahren bereits mehrere Männer zu Terroranschlägen inspiriert hat – dennoch nicht zu unterschätzen ist. Wer aber Antifeminismus als bloßen Rückzugskampf ehemaliger ProfiteurInnen des Patriarchats betrachtet, kann schnell das politische Potential antifeministischer Netzwerke übersehen.

Gerade im auflagenstarken Journalismus können antifeministische Positionen Erfolge verzeichnen. So erfuhr etwa der antifeministische Kampfbegriff „Political Correctness“ in großen Zeitschriften wie dem *Stern* Aufwind mit der Diskussion um eine neue Gesetzgebung zu sexueller Belästigung am Arbeitsplatz in den 1990er Jahren. In der Tradition dieser Diskussionen verortet Blum auch Positionen, die das Feindbild Feminismus rhetorisch durch die Genderforschung und das Gender Mainstreaming (die Gleichstellungsdirektive der EU) ersetzen und sich dabei auf einige feministische Errungenschaften berufen; mit dem Verweis, dass nun aber auch genug Gleichstellung erreicht sei. Insbesondere scheint in Debatten, die vor allem in *Cicero*, *FAZ* und *Spiegel* angestoßen wurden, die Vorstellung einer feministischen Übermacht durch, die mit „Gender Mainstreaming“ eine Strategie der Umerziehung und die Abschaffung des biologischen Geschlechts anstrebt.

Keine Eintagsfliege

Blum zeigt, dass antifeministische Themen der Gegenwart sich in ähnlicher Form auch schon im Kaiserreich auffinden lassen. Sie weist inhaltliche Kontinuitäten zwischen dem historischen, insbesondere gegen das Frauenwahlrecht gerichteten, Antifeminismus und gegenwärtigem Antifeminismus mit Beginn der Political-Correctness-Debatte aus.

Eine Arbeitsmarktpolitik etwa, die früher durch Frauenarbeit an sich, heute durch Frauenquoten Männer verdränge, zeigt ein nur leicht verändertes Motiv. Auch Forderungen nach der Normierung von Geschlechterrollen bleiben zentral, sowie die Alleinstellung von Mutterschaft beziehungsweise Familie als einzig richtigem Lebensmodell – und damit eng verbunden eine Bevölkerungspolitik gegen Homosexualität und Schwangerschaftsabbrüche, die von ganz rechts auch mit der Angst vor einem „Volkstod“ beschworen wird, für den FeministInnen verantwortlich gemacht werden. Die enge Verbindung zwischen Antifeminismus und verschwörungstheoretischem Denken ermöglicht einerseits den Anschluss antifeministischer Positionen an andere Verschwörungsideologien und kann andersherum als Deckmantel antisemitischer Codes erhalten, indem die Erzählung einer Weltverschwörung fürs Erste FeministInnen angedichtet wird.

Angesichts dieser wichtigen Bestandteile des historischen im gegenwärtigen deutschen Antifeminismus und seiner, gegenüber anderen oft von rechts besetzten Themen, relativen gesellschaftlichen Akzeptanz erscheint das Anliegen des Buchs sinnvoll, Antifeminismus als eigenständiges Phänomen zu erfassen und zu definieren.

Die Studie stützt sich weniger auf eigene Analysen antifeministischer Inhalte, sondern beschränkt sich bewusst darauf, bestehende Literatur auszuwerten, die sich ausdrücklich dem Thema widmet. Diese Einschränkung fällt beim modernen Antifeminismus auf, der erst ab 1990 diskutiert wird. Vor dieser Zeit sei der Begriff Antifeminismus kaum in Verwendung gewesen. Beim historischen Antifeminismus ist dagegen der große Einfluss Ute Planerts als Hauptquelle zum historischen Antifeminismus erkennbar. Hier hätte eine umfassendere Quellenlage Traditionslinien- und Brüche zwischen damals und heute vielleicht besser ausleuchten können.

Das Buch eignet sich als Einstiegstext in das Forschungsfeld Antifeminismus, da es sehr viele Studien zum Thema kompakt zusammenbringt. Neben dieser Systematisierung liefert es aber auch einen grundlegend neuen Definitionsvorschlag für den oft intuitiv gefassten Begriff und untermauert diesen mit Argumenten aus der bestehenden Forschungsliteratur, was auch für diejenigen interessant sein wird, die sich schon länger mit Antifeminismus befassen.

Rebekka Blum 2019:

Angst um die Vormachtstellung. Zum Begriff und zur Geschichte des deutschen Antifeminismus.
Marta Press.

ISBN: 978-3-944442-90-7.

140 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Emanuel Löffler: Feindbild Feminismus. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1566>. Abgerufen am: 09. 07. 2019 12:15.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.